

Neubroer Anzeiger

Die letzte Woche.

Der Stapellauf des Panzerschiffes „Deutschland“ war in der vergangenen Woche ein innenpolitisches Ereignis ganz besonderer Art, das abgesehen von zahlreichen parteipolitischen Kämpfen, die der Bau des Schiffes veranlaßte, auch das Aussehen nicht recht gemischten Gefühls Anteil nahm. Lieber Wert oder Unwert dieses neuen Zeichens deutscher Segelung ist von uns aus nicht zu streiten — das wird die Zukunft einwandfrei ergeben —, moralisch bedeutet es für Deutschland ein ungeheures Plus, auch wenn es nicht das „Wundergeschiff“ darstellen sollte, als welches es im Auslande aus recht durchsichtigen Gründen bezeichnet wird. Der kleine Zwischenfall, daß die „Deutschland“ vorzeitig ins Wasser glitt, gilt hoffentlich als gutes Omen: das Schiff konnte wahrscheinlich nicht schnell genug zu seinem Element gelangen, das seine hoffentlich lange und glückliche Bestimmung ist und sein wird. Eine englische Zeitung meint humoristisch, die „Craze Preußen“ habe schließlich zum Zeichen des Protestes die Helling verlassen, als sie die Worte des Ranglers von der Abfertigung und vom Völkerbunde gehört habe. Vom deutschen Standpunkt aus könnte dies kein böses Vorzeichen sein.

Der Völkerbundsrat hat sich endlich für die Einholung eines Gutachtens des Haager Gerichtshofes über die Frage der Vereinbarkeit von Genf Protokoll und Gollunio entschieden. Damit ergibt sich für die von Paris und den befreundeten Hauptstädten infanterische internationale Aussprache über den deutsch-österreichischen Schritt eine neue Situation, und zugleich stellt sich die Frage nach der Bedeutung dieser Ratentscheidung. Die Ratentscheidung, die Haager Cour angahen, ist natürlich, wie nicht gesagt zu werden braucht, noch keine Entscheidung des Rates, über die Frage der Vereinbarkeit von Gollunio und Genf Protokoll. Der endgültige Kampf ist also vorläufig nur hinausgeschoben und wird erst im September ausgefochten. Vorläufig hat sich nur der starke Wille der beiden Staaten erwiesen, an dem einmal gefaßten Plan festzuhalten (wie namentlich auch aus der Erklärung Schobers vor der deutschen und österreichischen Presse hervorging) und keine politische Distinktion zuzulassen. An die beiden Seiten werden schließlich auch alle sinnlichen Gegenaktionen und alle forcierten Widerstände zerfallen müssen.

Am Mittwoch hat sich der Völkerbundrat der Abrüstungsfrage zugewandt. Sie ist das zweite der diesmal in Genf zur Diskussion stehenden Probleme, das für Deutschland von entscheidender Bedeutung ist. Reichsaussenminister Dr. Curtius hat den deutschen Antrag auf Offenlegung der Rüstungen und die Forderung auf Ausfüllung eines einheitlichen Fragebogens in aller Evidenzhaftigkeit begründet und auf die Notwendigkeit hingewiesen, der Abrüstungskonferenz ein umfangreiches und genaues Material zur Verfügung zu stellen, weil sie anderns nicht zu einem ladgemäßen Urteil kommen könne. Dr. Curtius hat weiter die Notwendigkeit betont, in den Begriff des Rüstungsstandes auch die Reserven und die lagernden Bestände einzubeziehen, er hat in zusammenfassenden Sätzen noch einmal die deutschen Gedanken wiedergegeben, die wir aus den Beratungen des Vorbereitenden Ausschusses kennen. Der Verlauf der Aussprache hat leider eine Stimmung gezeigt, die dem deutschen Antrag nicht günstig ist. Ihm steht der englische Antrag gegenüber, der die ausgebildeten Reserven und das lagernde Material außer Betracht lassen will und für den sich Hen-

derion mit der Bemerkung einlegte, die deutsche Forderung würde die Abrüstungsarbeiten erschweren. Auch der italienische Delegierte Grandi kam über eine theoretische Anerkennung der deutschen Forderungen nicht hinaus und lehnte ihre praktische Unterfertigung ab zu Gunsten des englischen Antrags, und daß Frankreich und Polen, Jugoslawien und Japan in derselben Richtung arbeiten, war vorauszu sehen. Ueberraschenderweise ist aber auch die erhoffte Unterstützung durch andere Staaten, beispielsweise durch Norwegen, ausgeblieben. Die Entscheidung über den deutschen Antrag ist verlagert, aber man darf kaum damit rechnen, daß es gelingen wird, ausreichende Unterstützung für ihn zu gewinnen.

Der spanische Außenminister Herrero, der von dem Vorsitzenden der Völkerbundsratsitzung, dem Reichsaussenminister Dr. Curtius, benullkommet wurde und der dem Völkerbund den Gruß und die guten Wünsche der neuen spanischen Republik überbrachte, hat vorgeschlagen, die internationale Abrüstungskonferenz im nächsten Jahre in Barcelona stattfinden zu lassen. In geheimer Ratssitzung ist über diese Einladung noch einmal gesprochen worden, doch hatte man sich bereits so weit geeinigt, daß es bei der Wahl von Genf für die Abrüstungskonferenz geblieben ist. Man hält es für zweckmäßig, sich auf den am Sitz des Völkerbundes eingerichteten und langjähriger Praxis eingepflanzten Apparat zu stützen, und auch sonst sprechen viele Gründe dafür, diese besonders schwierigen Verhandlungen nicht durch die Wahl eines so wenig getragenen Ortes zu erschweren. Die Frage des Verzuges für die internationale Abrüstungskonferenz ist auch endgültig entschieden, da Henderson mitgeteilt hat, daß Mac Donald telegraphisch die Einwilligung der englischen Regierung zur Präsidentenwahl Hendersons mitgeteilt habe. Curtius sprach als Präsident der Ratssitzung seine Glückwünsche aus und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß damit der erste entscheidende Schritt in der Richtung zur Abrüstung getan sei.

Eine Rede, die der Papst beim Empfang von Teilnehmern des Universitätsverbandes der katholischen Aktion hielt, beleuchtet erneut die Spannung zwischen Vatikan und Faschismus. Ueberall werden die katholischen Studenten mit gefährlichen Drohungen von den Faschisten verfolgt. Diejenigen Studenten, die dem großen katholischen Verband angehören, sind ohne weiteres aus der offiziellen, staatslich genehmigten Studentenvereinerung ausgeschlossen worden. Die faschistische Studentenenschaft bezieht sich auf beherrschenden Befehl. Der Papst verlangte, daß ihm sofort jeder einzelne Fall gemeldet werde. Er sei in der Lage, andere Schritte zu ergreifen als die Studentenchaft, und er werde es unbedingt tun. Ferner müsse jeder Fall sofort in die Presse der ganzen Welt gebracht werden. Für jeden zerstörten Sitz der katholischen Studentenchaft werde er selber materiellen Ersatz schaffen. Daß es zwischen dem offiziellen Vatikan und dem Papst wieder zu ernstlichen Auseinandersetzungen kommen wird, kann nach diesen Aussagen wohl kaum noch durch ein Berühigungsmandat verflucht werden.

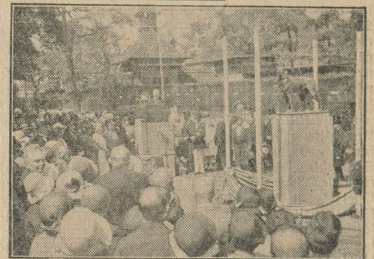
Erdbeben in Portugal.

Auch ein tiefes Seebeben?

In Lissabon wurde frühmorgens ein starker Erdstoß verspürt, an den sich kurz darauf ein zweiter Stoß anschloß. Beide Stöße dauerten etwa zehn Sekunden. Angsterfall

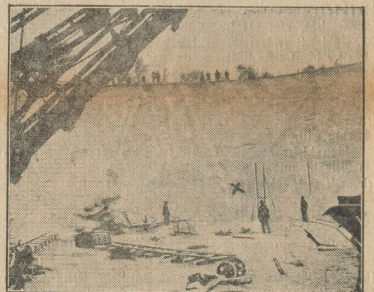
stürzten die Menschen zu Hunderten auf die Straße. In den Mauern einiger Häuser entflanden große Risse. Viele Fensterhebel zerbrachen. Jedoch ist der Materialschaden nur gering. Die Erdstöße wurden auch im übrigen Portugal verspürt. Schon am Tage vorher wurden in der Provinz Beira und besonders in Casa Branca durch Erdstöße Gebäude leicht beschädigt.

In Madeira dauerte die Erdbebewegung 25 Sekunden. Auch dort wurde kein größerer Schaden angerichtet. Die Erdstöße in Portugal und auf Madeira sind anscheinend die Ausläufer eines riesigen Seebebens. Möglicherweise ist als Folge des Bebens mit Springfluten an der portugiesischen und maroccanischen Küste zu rechnen.



Einweihung des Blindengrunderdenkmals.

General K u h l w e i n , der Vorsitzende des Deutschen Tiereschutzvereins, hält die Festansprache anlässlich der Weibefeiern in Berliner Zoo.



Das Einsturzerglück bei Erner.

Unser Bild zeigt die Kiesgrube am Seddiner See, in der durch nachgebende Sandmassen mehrere Arbeiter verunglückt wurden. Drei von ihnen konnten nur als Leichen geborgen werden.

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. S e k e l h a u s e n .

Copyright by Greiner & Comp., Berlin NW 26.

(Nachdruck verboten.)

37. Fortsetzung.

Er ging ins „Deutsche Haus“ und setzte sich an den großen Tisch im Saal. Er hatte es wohl gemerkt, Jolante sah mit den anderen in der Glaszelle, wo sie um diese Zeit regelmäßig zu Abend aßen. Sie sollte ihn hören, gerade, weil sie es vielleicht nicht wollte.

Wie immer lodte seine Musik umhüllte Menschen in den Raum. Was ging es ihn an, daß Eberhard einmal mit seiner Gewitterstimme höflich in der offenen Türschwelle zum Garten erschien. Sie mochten sehen, daß er sich nicht verschließen ließ und überall die Menschen in den Zauberräumen seiner Musik sah, wenn er es wollte.

Nachdem der Saal dicht gedrängt voller Besatz spendender Zuhörer war, einschloß er und ging zu Etassy in die bunte kleine Küche.

Als Jolante am anderen Morgen erwachte, war der Himmel grau bezogen, und die hohen Berge standen verflucht da. Der Sturm legte durch die Lammendächer und laute und piffte um ihre Kronen, als würde es Herbst. Das ganze große Leben war aus den Straßen der malerischen Stadt wie weggeblasen.

Das Wetter hielt einige Tage an und legte sich lähmend auf die Stimmung der Kurgäste.

Eberhard ließ sich nicht liegen, er hatte der Schwester nun einen kurzen Brief geschrieben. Infallig lie er auch nicht froh machen konnte. Er hatte großen Berges vorgefunden, schrieb er. Monteur hatten in seiner Abwesenheit Dampfheben gemacht, und der Chef je aus dem Häuschen. Es seien solche Ein- und Ausschaltungen im elektrischen Betriebe vorgekommen, Kurzschluß lie dadurch entstanden und mehrere Anker in den Dynamomaschinen wären geschmolzen. Von lieh der ganze Kumpel full, die Reparatur sollte nun am liebsten bis zum nächsten Morgen weg. „Das läßt davon, wenn man den Kopf bald andere Gedanken habe und herumblumme,“ habe er hören müssen.

Die Folge davon sei, daß er vorläufig nicht kommen könne und selber stramm mitarbeiten müsse.

Was das Wetter besser wurde, ging Henning und suchte ihn bei seiner Tätigkeit auf. Er fand den guten Kerl inmitten seiner Arbeit, schaffte sich ein Weitzer. Er schmeiß sich ihm von der Stirn in Sand und Hofe stand er da und gebrauchte die gewaltigen Kräfte. Sie hatten die beschädigten Anker aus dem Maschinenhause gebracht. Drähte lagen umher, Lötlampe und Blei. Das ganze sah aus wie ein Trümmerfeld.

Eberhard wollte ihm mit der schmutzigen Hand, ein Schein von Freude hauchte über sein zorniges Gesicht.

„Da plagt man sich nun Wochen und Wochen, und eine einzige Dummheit eines Menschen zerstört die ganze Geschäft!“ rief er erregt. „Mist der Maltsjessel auch grade den Hebel falsch rumbredt, daß der ganze Strom in die Walschirn zurückdrängt! Da muß ja so ein acm's Ruder von Anker zerbrechen — ich nehme's ihm gar net selber. Von dem Anker ist es grad so heute wie hier die Lebensfrist mal falsch retour, jo gibts auch Kurzschluß, und des is schlimmer, als des da! Hier kann man wenigstens mit Gels ein neues Dynamohers, jo einen Anker, laufen — aber 's Menschenherz läßt sich nicht so einfach reparieren!“ Auf dem feineren Boden lagen die herabgerissenen Dreibrücken. In dem Raume, wo sonst heftigste Dreharbeiten herrschten, ging es heute wie hier die nächste Zeit bunt zu. Was half es, daß der Pflichtenleiter gleich dem Dienst erlassen war, der Erdboden war geschoben und ließ sich nur durch große Kosten ersetzen.

Bösartigheit ist dabei, hatten die Leute gemeint. Ein Nachsatz gegen Eberhard Serzog, der Ingenieur, der einmal einem Monteur auf beide Arme in den Ohren gefaßt habe — und das hätte er ihm nie vergessen. Zu beweisen war es nicht und machte den Serzog nur schlimmer.

„Um die Anthe kann ich mich nun lange nicht kümmern“, sagte Eberhard zwischen hinein. „Mir wär's schon recht, sie lönn' schon in die Kamina hünunter — und die ganze andere Gesellschaft aus der Villa Eldorado füt unser liebes Land erst wieder verlassen.“

Henning ging, ohne Eberhard eingehender gesprochen zu haben. Was ihm lieb war, ließ er sich nicht anmerken. Zwischen war es am Himmel klar geworden. So

ging Henning Wendemann jetzt mit Genuß durch die Leuchte, wieder warum genordnete Luft dahin, zuerst wie planlos, dann aber mit staunenden Blicken an der wild erregten Woge entlang.

Was ging die Sonne eben hinter die Berge, über ihr stand ein dunkles Gewölbe, das wie gepfeifelte Ungegend um die Fäden des Bahnmans wallte.

Ganz in dieses wunderbare Naturschauspiel versunken, aus dem sich allmählich das Licht heben über die Regen- und Sturmwolken der letzten Tage herausarbeitete, war Henning Wendemann bis an den Fuß des Berges gekommen, auf dem die Villa Eldorado lag. Hier Anblick gefühlte er wieder in die Gegenwart zurück. Und jetzt gingen dicht vor ihm zwei Menschen über den Weg zur anderen Seite des Tales, die er sofort erkannte. Siegmund und Herta — er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Siegmund Henning grüßte und rief ihm zu:

„So allein, Wendemann, da daß ich es besser! Wir gehen in die „Krone“ zu den Reichelmannern, da sollten Sie mitkommen. Die singen heute wieder das süße Lied:“

„Amor, kleiner Gott der Liebe, Lehre du mich glücklich sein. Welche du in das Geheimnis deiner Lieb' mich ein . . .“

„Das hört auf mich — und darum will ich es noch einmal hören, eh' wir reifen.“

„So, Sie reifen?“ entgegnete Henning und blieb stehen. „Auch die zwei anderen hatten drüber an dem Wege Halt gemacht.“

„So, übermorgen hoffen wir unseren Kranken zu transportieren. Echte und nicht gute Herde!“

Er lachte übermütig und sah Eberhard an.

„Mit Wiedersehen, Wendemann, empfehlen Sie mich der schönsten Frau, die wollte sie nicht noch einmal hören.“

Er schritt dahin und Herta folgte eilig. Bald waren sie hinter einem Hause, wo der Weg bergan ging, verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Flugtag bei Hochleben-Wiehe
Der Rettungsgürtel der Luft

Überall wo dem Menschen Gefahren drohen, hat er es auch verstanden, sich Sicherungen zu schaffen. Jeder Eisenbahnwagen, jede Motortreibe, auf jedem Dampfer sind Rettungsringe, um den Menschen vor höheren Gefahren zu schützen. Welchen Grad der Vertriebsfreiheit heute unsere Flugzeugeinfahrt erlangt hat, kann man am besten daraus erkennen, daß in keinem größeren Verkehrsflugzeug Fallschirme als Sicherungen mitgegeben werden. Nur bei Ausübung von Kunstflügen ist bei gewissen Maschinen ein Fallschirm vorgeschrieben.

So ein Fallschirm ist, wie der Name schon sagt, ein Schirm, ein Rettungsnetz, dem eigentlich nur der Tod steht. An Stelle der Stützpfähle, die in dem Gleitgürtel am Stod einerseits und andererseits an den Spannflächen, die den Schirmstoff spannen, endigen, denkt man sich nur einfache Seile gezogen, statt des Gleitgürtels an Stod einen Gürtel, der dem Menschen umgeschlungen ist, und schon ist der Fallschirm in der Idee fertig. Der Gegenstand ist so einfach, daß auch mit der ersten Bezeichnung der Luft schon Konstruktionen über Konstruktionen, um den Fallschirm noch zu verbessern, angefertigt worden sind. Leonardo da Vinci hat schon ähnliche Pläne gezeichnet. Der Fallschirm wird auch wie ein Rettungsnetz zusammengelegt, wenn man ihn mit einer Schutzhaube überziehen will. Es muß natürlich sorgfältig darauf geachtet werden, daß alle Seile klar sind, d. h. sich nicht irgendwo verfangen haben. Denn hierin besteht die größte Gefahr des Absprungs. Ein unaufmerksames Zusammenlegen des Schirmes kann den Tod zur Folge haben. Darum legt auch jeder Fallschirmprüfer seinen Schirm selbst zusammen. Wenn man Gelegenheit hat, dem Zusammenlegen eines Schirmes zuzusehen, so kann man immer wieder feststellen, mit welch innerer Aufregung der Pilot jedes Stück des Schirmes genau betrachtet, überanderungsfest, und wenn es nicht richtig zu liegen scheint, es ein- oder mehrmals auseinanderlegt und wieder zusammenlegt. Nach den neuesten Vorschriften faltet man den Schirm, nachdem man ihn wie einen Rettungsnetz zusammengelegt, harmonisierartig von der Spitze her zusammen und zieht über den Schirm einen Saal. Dieser Saal bestimmt die äußere Form, die man beobachten kann, wenn die Piloten zum Absprung in das Flugzeug steigen. Der Saal schnallt sich den Gürtel um, und das Saal wird am Flugzeug mit Hilfe eines Seiles befestigt. Vorher der Fallschirmprüfer nun das Flugzeug, dann reißt er im Falle den Schirm aus dem Saal heraus, der am Flugzeug hängen bleibt, der Schirm ist frei und trägt dann den Piloten.

Doch nun steht eine weitere Schwierigkeit ein. Der Mensch überläßt sich nicht gern willens dem Schicksal, sondern er verläßt es auch zu meistern. So will er sich auch nicht von dem Schirm trennenbilden tragen lassen, wo ihm vielleicht Gefahren drohen (Hochspannung usw.). Darum hat er eine Reihleinne erfunden, mit deren Hilfe er den Schirm zusammenlegt, also die Tragfläche flacher macht, dadurch die Tragfähigkeit erniedrigt und somit eine größere Kontrollierbarkeit erlangt. Er feuert seinen Absprung und kann gefährbringende Hindernisse umfliegen. Darin beruht vor allem auch die große Kunst des Springers, sich nicht nur an den Schirm zu hängen und abzuspringen, sondern ihm seinen Willen aufzubringen, daß er ihn dort hinträgt, wo er hinfliegen will.

Von dieser großen Kunst wird Hrl. Giehner-Halle am Pfingstsonntag einen Beweis geben. Man wird gespannt sein, wie Hrl. Giehner ihre schwere Aufgabe löst.

Grupentag des deutschen Werkmeister-Verbandes

Die Gruppe 38 (Provinz Sachsen) des Deutschen Werkmeister-Verbandes, Sitz Desseldorf, hielt kürzlich in Halle a. E. ihren diesjährigen Grupentag ab. Die Vertreter der 20 Ortsvereine der Gruppe waren vollständig erschienen. Außerdem waren eine Anzahl von Gästen benachbarter Ortsvereine und Gruppen eingeladen. Die Tagung war von ca. 70 Personen besucht. Die Tagesordnung war sehr umfangreich. Der ehrenamtlich tätige Grupentagvorsitzende gab zu Beginn der Tagung einen umfassenden Jahresbericht und

erörterte im besonderen das Problem der Arbeitslosigkeit unter Berücksichtigung der besonderen Belange der Werkmeister. Seine Ausführungen gipfelten in der Forderung nach der gezielten Einführung der 40-Stundenwoche und des Arbeitszwanges anderer Stellen. Anschließend gab der ebenfalls ehrenamtlich tätige Bezirksvorsitzende des Bezirkes Mitteldeutschland, dem die Gruppe 38 angehörlieft, den Bericht über die Verbandstätigkeit im Jahre 1930. Die von ihm mitgeteilten Zahlen beweisen eindeutig das segnerische Wirken des Deutschen Werkmeisterverbandes. Dem Bericht war zu entnehmen, daß im Jahre 1930 allein an Stellenlosenunterstützung 2.014.249 RM. gezahlt wurden. Dies bedeutet gegenüber dem Vorjahr, in dem bereits 1,3 Millionen aufgebracht wurden, eine ganz erhebliche Steigerung. Für die inaktiven Mitglieder und an Wassermittelunterstützung 1.095.124 RM. gezahlt. Ganz besonders läßt sich der Deutsche Werkmeister-Verband die Weiterbildung seiner Mitglieder angelegen sein. Für diesen Zweck gab der Verband über 324.000 RM. aus. Im Anlagen-Unterstützung wurden 51513 RM. gezahlt. Die Mitgliedschaften an die beruflichen Beurlaubungen betragen 782.787 RM. Die gesamten Leistungen einschließlich besonderer Unterhaltungsbeiträgen betragen im Jahre 1930 3.759.000 RM. In diesem Betrag eingeschlossen sind Ausgaben für Rechtschutz, Streit- und Gemeinbegleichungs-Unterstützung, jedoch fast 75 Prozent des gesamten Beitragsaufkommens in irgend einer Form den Mitgliedern wieder zurückgeführt wurden. Gemessen an der erheblichen Leistung beweist der Deutsche Werkmeister-Verband, daß er getreu seinem Mahlspruch: „Einer für Alle, Alle für Einen“ bereit ist, seinen Mitgliedern in allen Lebenslagen beizustehen.

In der Aussprache wurde den Leistungen des Verbandes vollste Anerkennung gezollt und der Befriedigung über die unauffälligen Zahlen Ausdruck gegeben. Dem Bericht des Abgeordneten war zu entnehmen, daß sich die Neueinstellung des Verbandes nach Landesarbeitsämtern gut bewährt habe. Durch diese Maßnahme konnte die bereits vorher intensive Arbeit der beamteten Kollegen in erheblicher Weise gesteigert werden. Der Grupentag beschäftigte sich sodann mit der Beratung der vorliegenden Anträge, die sich fast ausnahmslos mit interjurisdiktorischen Fragen beschäftigten.

Die Tagung legte Zeugnis ab von der intensiven Mitarbeit der gesamten Mitgliedschaft an der Gestaltung und Sebung des Berufsstandes der Werkmeister.

Bunter Wochenpiegel.

Lotterispiel als Sport. - Es ist nicht alles Käse, was riecht! - Kälsch als Kundenziel. - Der letzte Schnee wurde zu Wasser.

Lotterispiel ist eine aufregende Angelegenheit. Gerade an der Stellung, die der Mensch beim Lotterielos gegenüber einnimmt, kann man den unwürdevollen Optimismus der menschlichen Natur erkennen. Sohablung spielt man, zieht Rielen und kommt höchstens einmal mit dem Einlös raus, oder man trifft genau um 100 in der Losnummer an einem Hunderttausend vorüber. Siehe da, auch mit der letzten Ziehung war es wieder nichts, aber all dieses Beiwerk nicht enttarnen. Wer magte es, sein Los zu verkaufen? Dieses es nicht, eine ungeheure Chance leistungsfähig zu werden? Der Staat ist durch uns im Klagen und Steuern auf Schritt und Tritt. Gut, soll er auch noch das Geld für ein Lotterielos erhalten! Steuern bekommt man nie wieder, aber ein Lotterielos kann das große Glück bringen.

Jeder Losinhaber hat sich verhältnismäßig billig eine große Portion Hoffnung gekauft, und von Ziehung zu Ziehung kann er davon träumen, was er mit dem eintretenden Hauptpreiser alles anfangen kann. Schon diese Träume allein sind den Menschen wert. Freilich soll das Lotterielos nur ein Sport bleiben, denn wer all sein Sparen nur auf den Zufall eines Loses setzt, der verzögert die kleinen Bausteine zum Glück, die in den Spargrößen liegen, die nach und nach einen behaglichen Reichtum aufbauen helfen. Neben gäber Arbeit und Sparankletzt ist aber das Lotterielos ein gutes Mittel für die an Dollarsürken gemessenen geheimen materiellen Wünsche eines jeden Menschen.

Über nicht nur beim Lotterielos, auch anderswo hofft man Schätze zu erwerben. Im Jahre 1916 wurde der holländische Dampfer „Lubantia“ verlernt, ob von einer Treibmine oder von einem deutschen U-Boot, das ist noch unklar. Was soll nun schon mit einem holländischen Dampfer untergehen? Käse, nichts als Käse! Aber mit der Beseitigung der „Lubantia“ hat es keine besondere Bedeutung. Man hatte nämlich den Bergen aus Gdamer Käse sorgfältig fast für 20 Millionen Mark Vorratsschatz versteckt, um die deutsche Währung auf den inländischen Märkten damit zu stützen. Diese Geldbewegung wurde von der deutschen Reichsbank streng geheim gehalten. Jedenfalls aber wissen jetzt die Engländer, daß „nichts als Käse ist, was riecht“. Sie haben das Taucherboot „Die Reclaimer“ ausgeschickt, um die geliebten Millionen der „Lubantia“ zu heben. Auch der Zweck dieser Fahrt sollte ein Geheimnis bleiben, aber die Reporter des „Daily Mail“ konnten ihre ausgeheute Weisheit nicht für sich behalten. Schon seit 1921 haben englische Taucherkorpsen vergebliche Versuche unternommen, den Schatz zu bergen, aber dieses Mal geht man mit besonderen Hoffnungen an Wert. Die „Lubantia“ modernisiert der Stütz der niederländischen Schiffsahrt, das modernisierte Schiff des Bantke-dammer Heeres. Das Geheimnis über die Art des Untergrundes der „Lubantia“ könnte durch die Expedition der „Reclaimer“ vielleicht gelöst werden.

Es gibt aber nicht nur große Geheimnisse, die einen eigenartigen Reiz besitzen; auch die kleinen Geheimnisse haben ihre Liebhaber, besonders Liebhaberinnen. Diese kleinen Geheimnisse nennt man gewöhnlich Klischee. Kürzlich ist in einer Großstadt ein Frieseur wegen Verleumdung verurteilt worden, weil er von seinen Kundinnen haarfällige, aber aber sehr schmerzhaft verurteilt. Der Frieseur hat aber schließlich recht eigenartig verurteilt. Er meinte etwa: „Ich kann noch so einen schönen Pubertätsfleckchen, mag noch so wohl du odulieren, wenn ich nicht dazu ein kleines „Ständchen“ erzähle, bin ich ein langweiliger Frieseur und verliere meine Kundin.“ Die Damen wollten über ihre Bekannten Klischee hören, und um die Kundin gegen die frieseurischen Klischee, hat ich schließlich den Klischee selbst ergründet. Das Bericht billigte dem „Verleumder aus gesellschaftlicher Gefälligkeit“ mit einigen Umständen zu und verurteilte ihn zu acht Tagen mit Bewährungsfrist.

Diese Bewährungsfrist scheint uns sehr gefällig zu sein, denn wie soll nun der Frieseur den Klischeecharakter seiner weiblichen Kundin betriebliegen, ohne kleine Geflichkeiten zu erfinden? Mit der Wahrheit vertraut sich der Frieseur nicht heraus, denn „wenn er in Wahrheit alles reiner erzählen wollte, was er hört“, so meinte der Frieseur, „dann würde bald jeder gesellschaftliche Verkehr aufhören.“ Seine Verleumdungsevidenzen liefern nämlich viel harmloser als die Wahrheit sein.

Jedoch was kann man uns die Ständchen der Großstädter freuen und vielmehr, daß das liebe Pfingstfest den Alltag unterbricht. Möge ein jeder dieses Fest von Herzen genießen, denn es bauert nur eine ganze Weile, ehe uns ein größeres Fest befehrt wird. Die Sonne hat endlich gegliedert. Konnte am Himmelstagsstange noch die Hängelauden-Stimmung im Riesengebirge einen Schneehuh-Langlauf in „Sprunglauf in der Schlucht des Kleinen Teiches“ abhalten, so ist zu Pfingsten auch der letzte Schnee des Riesengebirges zu Wasser geworden. So mag ein froher Pfingstgruß an den lieben Leser diese Pfänderer beschließen. S. 9 r.

Heilige deutsche Pfingsten

von Karl Paetz-Magdeburg,
Das Haus die Heimat, die sind
Das Glück, die die Welt!
Fontane.

Nach langem Winter hat nun endlich der Lenz in leuchtenden Farben, herrlicher Blütenpracht seinen Einzug gehalten. Wo wir hinhäuen, ein Blüten und Sprießen ringsum! Sings uns an und auch die Schar der munteren, gesiederten Männer auf Baum und Strauch und in den Lüften. Ein geselliges Fliegen und Segeln, ein Zurücksitzen und Jubilieren all dieser lieblichen kleinen Geschöpfe, daß einem das Herz warm wird und man sich wieder wie neugeboren fühlt, erfüllt mit neuer Schaffenskraft und neuem Tatenwillen. - Aus all diesem Neugeborenen, aus all dem Söhnen da draußen im herrlichsten Gottesparadies auf ein festliches, großes, christliches Fest heraus, das sagt der Pfingsten.

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. Sektowhausen.
Copyright by Greiner & Komp., Berlin NW 6.
(Nachdruck verboten.)

38. Fortsetzung.
„Wenn sie nur erst weg wären“, dachte Penning Benemann bei sich.

Er beschloß, Jolanthe vorläufig noch nichts von dem Geheiß mitzuteilen. Erst wenn er sicher wußte, daß die Weisheit erlosch je wollte er es ihr sagen.

12. Kapitel.

Frau Jolanthe begann das Dairen, das sie jetzt führte, unerschütterlich zu werden. Dies tatentolte Eingesehlossenheit in das Hotelleben, die ganze Ungefährheit ihrer Lage lärmte sie auf die Dauer. Ah, wenn es doch erst Herbst wäre, und sie in das kleine Haus im Wiesengebiet einziehen könnte! Sie hätte ihre junge Kraft sich gegen, wie schaff und gewandelter müßte sie all die Jahre gewesen sein - wie hätte sie nur so dahinleben können!

Manchmal dachte sie, es sei alles warme Leben abgefallen gewesen in ihr - nur wenn Siegmund gekommen war, dann es heiß durch ihre Adern. ... Und gerade das war eine Linderung gewesen. Sie trug noch schwer an dieser Erkenntnis und grüßte sich selbst.

Darum müßten ihr erst die Augen aufgehen über all das, als Penning Benemann in ihr Leben trat! Warum war es nicht aus eigener Kraft gelungen, - warum? Was sie nicht nahe daran gewesen, in Gemeinschaft mit einem schlechten Manne selber schlecht zu werden? - Menschen sollen immer voneinander abschaben, wenn sie miteinander haufen!

In solchen Gedanken war sie wie tot in ihren vier Wänden und gelobte sich heiß, ein neues Leben anzufangen und ein nützliches Glied in dem ihr angetragenen kleinen Kreise zu werden. Was hatte sie denn auch bisher geleistet, über welche Kräfte oder welches Können verfügte sie? Welches Gut nannte sie ihr eigen. ... Man sagte ihr, daß

sie schön sei - aber vielleicht war gerade das ihr Unglück gewesen - die schrankenlose, halb rohende Bewunderung Luthars zu Anfang hatte sie geliebt und verwirrt. Wie in einem Traum befangen, war sie in die Ehe gegangen, mitterlos und unbekümmert, und selbst noch zu jung, um die wahre Natur dieser Werbung zu verstehen.

Dann hatte sich das lodende Ungelicht der Zuneigung plötzlich verändert und eine rein äußerliche Leidenschaft flarrte ihr entgegen.

Langsam, schrittweise hatte sich ihre starke Natur dagegen gewehert - und dann hatte der Kampf begonnen. ... War er nun zu Ende, oder lag dieser Mann noch auf ihre Netze, die er ihr bereiten wollte? Sie kannte ihn, er würde es nicht scheuen. Er war grausam gewesen in seiner Liebe, er blieb auch grausam in seinem Haß. ... Wie war es nur möglich gewesen, daß sie jemals diese Heirat einging! Wie oft hatte sie sich in diesen sechs Jahren die Frage vorgelegt, ohne ihre Antwort zu finden. An die vorhandenen Charaktermerkmale hätte sie vordem nie gedacht, nie gar, daß das Leben solch bittere Probleme für sie bringen würde!

Ein Teil ihres Erlösens ihres so früh verstorbenen Vaters steckte wohl auch in ihr den Wunden. Aber ihr Vater hatte es verstanden seiner Frau und seinen zwei heilgeliebten Kindern ein sonniges, freies Leben zu schaffen. ... Mit seinem Tode fand das alles ein jähes Ende. Die Sorgen hatten begonnen, und als die Mutter auch starb, standen Jolanthe und der Oberle ratlos den Verhältnissen gegenüber -

„Da hätte man es allgemein für ein großes Glück gehalten, daß ein reicher Mann um sie freite, der auch dem Oberle das Geld zum Erlösung gab.“

„Und doch, dahem hätte ich bleiben sollen“, sagte sie sich immer wieder. Sie hätte es taufendmal in diesen sechs Jahren gedacht, wie ein kleinerer Teud hatte sich diese Erkenntnis auf ihre junge Kraft gelegt und alles Gute und Ureigene in ihr getilgt.

Wie in einen Schraubloch eingespannt war ihr Leben dahingegangen, sie hatte nichts tun und nichts denken dürfen, ohne das Mißfallen ihres Varnnes zu erregen. Mit Rechtigkeit hatte ihn ihre große Mitleidigkeit entzünd, als

Gemann sah er hinter seine besseren Blick, den sie anders schenkte, einen Verlust seiner Rechte.

„Ja - dahem hätte sie bleiben sollen! Jetzt kehrt sie flüchtlich zurück, ohne den alten festen Glauben an das Glück, an das jeder junge Mensch glauben soll.“

Und was das allerschlimmste war, sie war angefleht von jenem untreuen, grüßlichen Weib, der die Dinge nicht mehr harmlos steht, wie sie find, der an alles mit einer eraltenden Bedachtsamkeit geht und wägt und sinnt, ehe er ein Ding ergreift.

„O, wieder dahin kommen zu können, sich lauzchen in das Gras der Aunen zu werfen, wie einst, nichts zu wollen und nichts zu wünschen, nur das elementare Göttergefühl im Herzen brennend zu empfinden: Ach bin - und darum bin ich ein seltsames, danbares Geschöpf!“

Nicht eine Stunde war sie glücklich gewesen in den sechs Jahren, und das Gefühl des Dankes, das Luthar geteuerlich von ihr und dem Bruder verlangte, war langsam erloschen, ja es hatte sich zu einer drückenden Fessel gestaltet. ... Oberle hatte sie bald zerissen, diese Fessel, und zwar seine eigenen Wege gegangen. Das war richtig und konsequent und durfte zur unwürdigen Kraft seines Lebens. Aber sie müßte sich schlecken und tragen, bis auch für sie die Stunde kam, diese Ketten zu sprengen.

Wieder war es eine neue Fessel des Dankes, die sich um ihr neues Leben legte - gegen den Mann, der ihr durch den Kauf des alten kleinen Häuschen ein neues Dairen ermöglichte - aber diese Fessel tat nicht noch! Sie legte sich weich und feste um sie und zog sie empor.

„Gewige Tage hätte ich Oberle einmal wieder gegen Abend in das „Reiztes Haus“.“

„Ein bloßes Gefäch hätte ich nicht auf, als er kurz herantretet; „Neute früh ist die Gesellschaft aus der Villa Eldorado abgereiht.““

Jolanthe lenkte den Kopf und schloß die Augen. „Woher weißt du das Oberle?“ „Siegmund hat es mir geschrieben“. Er zog ein farbiges Briefchen aus der Tasche und warf es auf den Tisch. - - - (Fortsetzung folgt.)

Wenn in der Fröhe des heiligen Pfingstmontags die Morgenlinden flammend und in leuchtender Pracht fern im Osten aufsteigt und Menschen und Tiere dem jungen Lenzmorgen entgegenjubeln, wenn weißt über Feld und Wald das Gefühl der Festgeboten das deutsche Pfingsten begrüßt und der Geist Gottes Einzug läßt in die Herzen gläubiger deutscher Menschen, dann heißt es für den, der sein Vater- und Heimatland liebt hat:

„Das Saus, die Heimat, die sind das Glück!“

Daran wollen wir festhalten und die Seele stark machen, die sich in unseren Tagen schmerzvoll aufbäumend gegen all das Unglück, gegen all den Widerstreit und all den uns Verderben führenden Strömern der heutigen Zeit, herausgehoben aus Ungelegen, aus Gottlosigkeit, aus Heimat- und Vaterlandsverleugnung. Wer möchte von uns geraden deutschen Menschen seine schöne deutsche Heimat, festgegründet im glücklichen, edel deutschen Familienleben und getragen vom wahren Pfingstgeist, müssen? Wer von den deutschen Männern und Frauen, Vätern und Müttern, Söhnen und Töchtern, lebt nicht mit heilem Herzen heiliges deutsches Land, die Heimat eines Dutcher und Goethe, eines Friedrich des Großen und eines Bismarck, das sagenumwobene Land der Welt, das heute wieder in wunderbarer, herrlicher Wälderstadt steht? — Und da ist es ja gerade das liebe Pfingstfest, das uns beim Wandern durch Wald und Fehrl nicht verzagen und trotz bitterer Not nicht verwelfeln läßt und mutlos stimmt im Herzen.

Wenn am heiligen Pfingstmontag der Ruf der Glocken durch die deutschen Lande schallt und Geist und Seele erneuert nach dem uralten Geseh:

„Wer an mich glaubt, der wird leben“, dann wissen wir uns eins mit allen wohrhaft deutschen Volksbrüdern und -schwestern: „Wir werden im Zeichen des Kreuzes und des Siegeskreuzes vom Osterleben her, geestigt in der Liebe zu Gott, Volk und Vaterland, der Sonne, dem Siege entgegengehen!“

Darum feste leuchtend in der Fröhe des heiligen deutschen Pfingstfestes jener Ruf Gottes vor unsrer Seele: „Seid stark! Seid tapfer! Seid gläubig und treu im Dienste am Vaterlande!“

Beschwingte Menschen.

Eine Pfingstbetrachtung.

Man braucht wahrhaftig kein Besinnist zu sein, um heute über die hoffnungslosigkeit und Niedergelagheit unserer pfingstliche Deutlich zu sprechen. Ihre Stimmung ist leider nicht unbegründet. Denn überall liegen wir lerschende Käden, sofort zu vernichtende Kontore, hilflos in industriellen Betriebe, herumlebende Arbeitslose, abgebrannte Wälder und blasse Kinder. Ein Umbruch ist nicht von heute auf morgen zu erwarten. Denn es stehen heute bereits 57,5 Prozent aller Reichsdeutschen im Verurteilen. Es sind also schon einige Millionen mehr bei uns beschäftigt als vor dem Kriege. Eine noch größere Anzahl aufzunehmen würde die deutsche Wirtschaft nur insatunde ihn, wenn die ganze Welt sich zu einer vernünftigen Planwirtschaft entschloße und dadurch gemeinsam die Weltkrise bekämpfte. Dem aber stehen nach die Volkswärter im Wege, die nationalistischen Zolabbkommen, das für uns wirtschaftliche Ausbeutung weniger nach dem Goldwert bedeuten könnte, mit man uns zugehehen.

In die schwere Lage Deutschlands leuchtet heute Pfingsten hinein. Leuchtet. Denn die Pfingstbotschaft lehrt, was für erlauchte, ja unvorbereitete Kraft schwachen Menschen gekehrt wird, sobald sie sich dem Entusiasmus für hohe Ziele ergreifen lassen und beschwingte Menschen werden. Diesen ersten Christen ging es wirtschaftlich und politisch viel schlechter aus. Und doch war der seelische Schwung, der damals über sie kam, noch heute in harter geschichtlicher Wirkung. Sie ererbten das römische Reich für die Religion der Freiheit. Als hohe Beschäftigung wurde begrünt, was sie an ganz höchsten Wahrheiten verstanden. Triumpierend hieß es schon bald: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwinden hat! Was wir in Deutschland an logischer Gesinnung besitzen, danken wir diesem Siege. Es ist gar nicht auszudenken, wie wir über

diesen Winter hätten wegkommen sollen, wenn wir unsere soziale Beschwingung nicht besäßen hätten.

Was beschwingte Menschen zu leisten vermögen, haben wir im August 1914 selbst erlebt. Die Stimmung damals ist uns heute wie ein verweser Traum, den wir kaum noch begreifen. Und doch war sie tragende Kraft. Aller Wahrheitsliebe zuwider wurde Deutschland nicht zum Kriegsschauplatz. Der rote Feind lag nicht von Dach zu Dach, von Dorf zu Dorf, unsere Felder wurden nicht zerstampft, unsere Frauen und Kinder lebten in Sicherheit. Fünzig Monate überstanden wir fast der ganzen Welt. In dem Mißtrauen Frankreichs, das unser erneutes Hoffkommen vereiteln will, steht noch der Respekt vor unserer Leistung.

Wenn sich jetzt fast unler Ganzes Volk finanziell einschränken muß, so ist das gewiß schlimm für alle Kaufleute, die auf den inneren Markt angewiesen sind. Aber vielleicht ist es ein Glück für uns andere, denn es zwingt uns zum Nachdenken, wie man auch in einfachsten Verhältnissen sein Leben schmücken, ja einen Reichtum gewinnen kann, der vom Geld fast ganz unabhängig ist. Unsere unerlöschliche Nationalliteratur, ergänzt durch die besten Schriften aller Wälder, unsere Kunstsammlungen und wissenschaftlichen Museen bieten sich uns an; in kleineren Städten ist die Stunde für literarische Vereine und Kunstgemeinden gekommen und die Natur, in allen Jahreszeiten dem Rundigen ein gütliches Wunder, prangt schon jetzt im Frühlingssplendore. Alles dies aber, auch den Wälder für die Schönheit der Natur, danken wir wiederum beschwingten Menschen. Schiller und Goethe, Kant und Fichte, Bach und Beethoven, um nur ganz wenige aus den uns gedeuteten Fülle erlauchtener Geister zu nennen, waren nicht Alltagsmenschen, sondern lebten in einer seelischen Spannung, die in ihren erhabenen Werken Erlösung ludte und noch heute spendet.

Könnten wir nicht den Versuch wagen, selbst solche „höfliche“, beschwingte Menschen zu werden, die andere nicht erzwingen, das sie vielmehr selbst angetrieben, stets mühe es über uns kommen, wie etwa Schöpfung-Carolath sagt:

„O komm mit Abraham, heiliger Geist, Komm, Flamme, singende, rauchend, Und spreche die Griffe und weise zumeist Der Lebenden Herzenslade!“

Aber es kommt doch auf unsere Bereitschaft an. Es gibt Menschen, die wollen sich gar nicht begeistern lassen. Enthusiasmus gilt ihnen als Raffal, Genie als Wahnwitz; nachdenken und verdorfen schrecken sie durch das Leben und schrecken auch die besten häuslichen Glücke des Lebens fern. In dem meisten von uns ist beides vorhanden, sowohl jener nüchterne Realismus wie diese geheime Sehnsucht. Pfingsten wendet sich an unsere Sehnsucht. Nur wenn wir uns innerlich öffnen lassen, kann Geist, Wahrheit und neue Kraft in uns Einzug halten. Dann verfliehet sich der Alltag, und dieses, was uns eben noch als Not erschien, verliert alle Sprechkraft, ja wird zum Impuls. Ganz leicht kommen wir darüber hinweg, weil wir mindestens für eine Weile beschwingte Menschen wurden.

Aber aus dem Erleben des Pfingstfestes kommt uns nicht bloß die Kraft, Rot unbekümmert, ja bereichert zu ertragen, sondern auch die fahre Möglichkeit zu ihrer Überwindung. Auch Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Handel, Verkehr, Politik, so fast ihre Einzelheiten angekauft werden müssen, ruhen auf dem heiligen Enthusiasmus einzelner, die schöpferisch und erfinderisch neue Wege weisen. Ohne ihren Schwung wäre weder das Bisherige zustande gekommen, noch läßt sich ohne ihn die gegenwärtige Situation aus der Welt schaffen. Unserem Volk sind gerade in schwierigen Situationen noch immer solche Männer entstanden. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß es in Zukunft anders sein werde. Je mehr wir selbst unseren Mut weiter, Hoffnung als Spannkraft in uns hegen, den Alltag nicht über uns Herr werden lassen, desto belebender und erweckender wird das auch auf andere wirken. Nicht nur Krantheit ist ansteckend, sondern ericht recht Gesundheit.

Und endlich: lassen wir den geistlichen Funken in uns durch den Geist von oben wehen, so daß er aus der Tiefe

der Niedergelagheit aufleuchtet, so ist das von Einfluß auf alle Wälder der Erde. Sie achten in uns viel weniger das nüchtern rechnende Wirtschaftswort, zu dem uns die wachsende Zahl unserer Bevölkerung mit Notwendigkeit genötigt hat, als das Wort der Ideen, der Wissenschaft und neuen ethischen und religiösen Antriebe. Ganz allein können wir Deutsche sicherlich unsere Zukunft nicht gestalten. Eine wirtschaftliche Planwirtschaft aber der ganzen Welt ist nicht bloß auf dem Wege der Berrunft erreichbar, indem wir auf ihre Vorteile hinweisen. Es muß gleichzeitig eine allgemeine seelische und moralische Bereitschaft angebahnt und durchgelegt werden, ein Gefühl der Solidarität aller Kulturwälder, Wälder, Friedensbewegung, soziale Bewegung der Massen, nationale Ehre und menschliche Verbundenheit lawebens als Phantome in der Luft, wenn sie nicht auf beschwingte Menschen in allerlei Welt, das unter dem Himmel ist, mit Sicherheit rechnen können.

Heiliger Geist.

Mitten in der schönsten Zeit des Jahres begehen wir in abgemessener Weise das Pfingstfest. In wenigen Wochen hat sich die Natur um uns zu neuem Leben erloschen, und überall in Wald und Feld, an Baum und Strauch verpirren wir häcker denn je den Odem Gottes, leben das Weben und Wirken seines göttlichen Geistes und die Auswirkungen seines eigenen Schöpferwillens. In der Natur offenbar steht sich uns wieder, am sichtbarsten der Wälder, ein eigenes Leben der Natur recht zu begegnen gelernt haben, werden wir eher begütigt sein, den Geist zu erfassen, von dem uns Pfingsten zu laden wolle.

Nicht alle Geister vermögen wir zu erfassen; man will aber einen Geist zu verstehen vermögen, dann nimmt er zugleich von uns Besitz, wir nehmen ihn in uns auf und sind seine Offenbarung. Das ist der tiefe Sinn der Worte, die Goethe seinen Erdboden an Faust richten läßt: „Du gleichst dem Geiste, den du begreifst, nicht mir.“ Darin beruht auch die Wirkung des Pfingstfestes an uns alle, daß wir jenen Geist, der einst von den Jüngern des Herrn Besitz ergrieff, zu erfassen und zu verstehen lernen, damit er unser eigen wird.

Welches ist nun aber der Geist Gottes, der heilige Geist, der an jenem in der göttlichen Heilsgeschichte bedeutungsvollen Tage Zugang fand zu den Jüngern des Heliandes? Es ist der Geist des Lebens, der Liebe und des Glaubens, zugleich aber der Geist der Wälder und der Kraft. Heiliger Geist ist der Geist des Lebens und des Lichts. Der Wälder des göttlichen Geistes fand am ersten Male seinen Ausbruch in der Schöpfung. Durch das geistliche „Es werde“ wurde erschaffen ein Chaos in den Kosmos, ward aus einem ungeordneten, geleslos bestehenden Durcheinander unter Weltensystem, das seit Urzeiten nach bestimmten Gesetzen geleitet und regiert wird, von denen viele menschlicher Fortschritte geist begründet hat, deren Wehrhaft jedoch ewig göttliches Geheimnis bleiben wird. So lush Gott im Anfang das Leben, deren erite Stufe aber das Licht ward. Darum sind für ewige Zeiten Leben und Licht miteinander verbunden, und keines kann ohne das andere sein. Allein Gott ist nicht der Schöpfer, sondern auch der Erhalter des Lebens. Es ist der heilige Geist, der die Wälder, die er erschaffen haben sollen, vornehmlich aber der Wälder, deren ein einziges Leben bestimmt hat. Hieraus entspringt sein Kampf mit dem Geist der Finsternis und des Todes, der von der Menschheit dadurch Besitz ergreifen konnte, daß sie der Sünde anheimfiel.

Um dem Geist der Finsternis diese Wege wieder zu entreißen, sahste Gott seinen großen Heilsplan. Sein Geist offenbarte sich in Christus, der als Mensch auf Erden lebte und starb, obwohl er ohne Sünde war. Dadurch aber erwachte ihm Gott einen neuen Geist, den Geist der Liebe, und ward die Liebe, die ihn, die sich zu ihm bekannnten, mußten in der Liebe sein.

So wollen wir uns heute unter das Pfingstfest setzen in rechten Verständnis des Geistes, der damals die Jünger belebte, so daß es sie lieb, in heiligem Überdauern der Begeisterung Zeugnis abzulegen von Gott und ihrem Herrn Jesus Christus. Wir wollen unsere Hände ganz Himmel erheben und bitten, daß dieser Geist auch bei uns Einkehr halten möge, der Geist des Lebens und des Lichts, der Liebe und der Wälder, des Glaubens und der Kraft; das ist allein der Geist, der an dem selbst, unter Wälder und die Menschheit genesen können.

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. S. Eckhausen.
Copyright by Greiner & Comp., Berlin N.W.6.
(Maschinen verodeten.)

19. Fortsetzung.

„Solantke Hände zuden, als sie danach griff.“

In den Zeiten dann:

„Wir drei verlassen heute diesen Ort, den alle Welt so schön findet. Wer ist er erleidet und ich treue nicht auf mein Berlin. Dort sollen Sie mich einmal besuchen, Herzog Gerbard — ich habe Sie doch gern — trotz allem und allem — und trotz der Befehle, die ich Ihnen machen will.“

Als, Herr Grander muß dort einen Arzt konsultieren, da Ihre Äußerung keine Einreden aus mitgenommen haben. Vielleicht bringt Ihnen das noch Unannehmlichkeiten. Ich komme ja als Zeuge gegen Sie nicht in Betracht, das ist rechtzeitig vor Ihren temperamentvollen Angriff das Lotal verlassen hatte. Wenn es Ihnen gelingt, sich anzuschließen mit der Entschlossenheit und gut zu stellen, und das wird Ihnen bei dem höchsten Wälder, das Sie gut leben kann, nicht schwer werden. Ich würde vielmehr an deren Gedächtnis die nächste Mitrate.

Auch das der erachtete Gatte seine schöne Gestalt nicht gutwillig hergibt, ist menschlich und begreiflich. Auf eine umständliche, diesbezügliche Befragung verziehe ich die Ursache wird Ihnen ja auch genügen. Ich kann es Ihnen nachsagen, daß er sie freiwillig seinem anderen gönnt, wie total mir auch sonst die ganze Grander ist. Ich komme jetzt sehr gut mit ihm aus, und ich finde mich sehr rühmend, daß ich ihm noch bis Berlin den Weg lasse, aber während des Tages Augen glänzen, als ich mich dazu entschloß, Man muß solche Leute eben zu nehmen wissen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Schwester, ich hoffe, ich sehe Sie alle beide noch einmal wieder ...“

Solantke legte den Brief fort, sie mochte nicht weiter lesen. Der herholte, leichte Dorn erlöschte ihr wieder.

Und diesen Menschen hatte sie geliebt — Sie hatte geglaubt, daß er sie verstehen und begreifen — und nun diese leeren und oberflächlichen Worte ... Ihr Gefühl sagte ihr, es war das Letzte, was sie von ihm direkt hörte!

Rann langte sie wieder nach dem Papier und gerief es ganz langsam in seine Stöße.

Vendemann sah ihr gegenüber und las in ihren Augen. Er lächelte intuitiv, daß in diesen Zeiten etwas gefahren haben mußte, was er nicht leben sollte — bisher hatte ihm Gelehrte jedes Wort, das zwischen ihm und seinem Schwager verhandelt worden war, zur Prüfung vorgelegt.

„Morgen siele ich nach Hant zu Gregor Semmler“, sagte Solantke und brach damit das Schweigen.

13. Kapitel.

Wochen waren inzwischen vergangen. In den Tälern war es Herbst geworden. Neuschnee kam und ging schon in den Bergen, und das Grün der Matten begann sich langsam zu lösen.

Solantke hatte seine keine traumverloren diesen Wechsel der Natur zu bedauern. Vor einigen Tagen war sie in das Häuschen in die Namlos gezogen. Die kleinen, nicht sehr hohen Räume waren noch dürftig mit Möbeln ausgestattet, es sah nicht sehr wohlhablich bei ihr aus. Woher das Geld dazu nehmen ...

Die Eheleitung war noch nicht weit gekommen. Lottan enthielt ihr die eigenen Sünden vor. Herta lächelte, es habe jede weitere Sendung verboten. Kaum die Kleidungsstücke hatte sie durch Hertas Gnade zurückgehalten — und auch diese nur heimlich — wie Herta bemerkte.

Anfangs hatte sie das empört, aber jetzt schien ihr auch das sehr gleichgültig. Ein Verbrechen alles demnach von ihr ab, was an Erinnerung an dem vergangenen Leben in ihr war, und die Gedanken an die Vergangenheit verloren ihre Schwere.

Auch die sie umgebende Einsamkeit erschien ihr nicht mehr so entsetzlich. Wie verlassen war sie sich aber zu Anfang vorgekommen. Der Amtsgerichtsrat und seine Ehefrau war längst abgereist, bald nach ihrem Vendemann.

Er war zwar inzwischen noch einmal einige Tage hier gekommen, um ihr den Einzug in das neue Heim zu erleichtern.

Sie dachte schweren Herzens an diese Begegnung. Er war ihr jetzt verändert erschienen. Seine Größe, fast geschäftsmäßige Art wußte sie nicht recht zu deuten — hätte sie auf diese Abhängigkeit durch seine Güte doch nicht eingehen sollen? Mundvoll kam ihr diese Frage, aber sie schwand immer wieder ... Nein, sie glaubte an seine gute, vornehme Gesinnung, und eine ganz feste Stimme jagte ihr, daß er es unendlich gut mit ihr meine.

Sie hatte ja auch ihren Erbeile, der getriebe wenigstens bei ihr war, wenn seine Arbeiten es erlaubten.

Das ganze große Sommerleben war verbannt. Nur wenige Naturwälder durchzogen noch die Welt der Berg. Und doch war es jetzt fast höher als in der ersten Jahreszeit. Wie klar und frisch stand die Luft über den Tälern und Höhen, wie frisch glänzte das sich färbende Laub, und wie blau-schwarz standen die Tannen in ihrer drohenden Pracht!

Wie herrlich mußte das sein, dies alles wieder frohen, dunkelbaren Augen sehen zu können!

Noch war sie lange nicht so weit. Die Sorge um das tägliche Dasein begann sie sehr zu zwingen. Sie war fleißig in ihrem kleinen Haushalt. Arbeiten, die sie kaum gekannt, gingen ihr gut von der Hand und begannen ihr Freude zu machen.

Vendemann schrieb ihr zuweilen. Es waren erichte, inhaltreiche Briefe, und doch trugen sie einen unheimlichen Charakter. Anfangs hatte sie das nicht gemerkt, aber allmählich begann es sie zu wundern. Dann und wann fandte er wohl auch ein gutes Buch. Sie las eifrig und mit größter Aufmerksamkeit. Sie wußte sie doch und wie lächerlich war ihre Bildung!

Ihre verlassenen, sie haben, das auf ganz großen und gemäßigten Lebenslinien zusammengefaßten war, hatte ihre Vortrefflichkeit auch darüber gerührt.

Ein roter, ungeheurer Mann war Lottan wohl immer gewesen. Er lachte stets über sogenannte gebildete Frauen und erklärte, sie seien für die Bedürfnisse des Mannes nur unbrauchbar.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Bild

Nr. 21

1931

Illustrierte Wochenbeilage der
Kosleber Zeitung und des Nebraer Anzeigers



Nach dem Feltgottesdienst in der Berchtesgadener Stiftskirche

AK

DEUTSCHE

B A U = A U S

Unten: Das Kupferhaus, ein neuer Versuch. Es soll für 10000 Mark zu beschaffen und in nur 24 Stunden aufzubauen sein D.P.P.3.



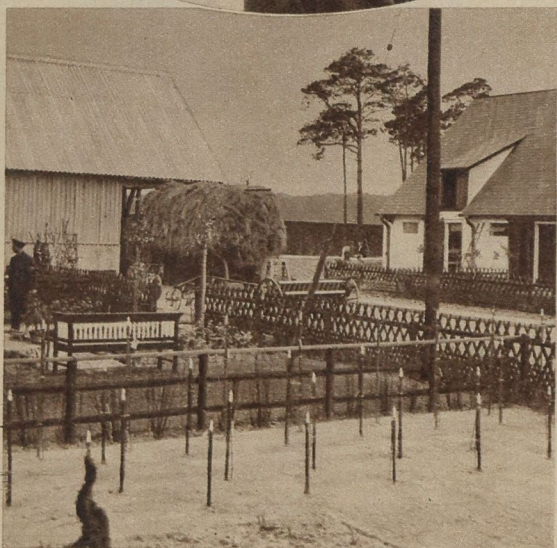
S T E L L U N G



Dorf und Millionenstadt — zwei Welten begegnen sich. Auf dem Freigelände der Ausstellung ist um den Zirkelturm herum ein „deutsches Dorf“ aufgebaut, in dem sich über den Köpfen einer bayerischen Schrammelfaule eine schöne Riechtrone mit bunten Bändern erhebt. Semede

Ein Blick hinein in die riesige internationale Schau, die in Berlin nach jahrelanger, sorgfältiger Vorbereitung nunmehr ihre Tore öffnet. Trotzdem die wirtschaftliche Notlage eine Verkleinerung der Ausstellung gegenüber den ursprünglichen Plänen notwendig machte, ist der Reichstag des Gebotenen in bauarchitektonischer und siedlungspolitischer Hinsicht bei einem Besuch oder in einem Bericht nicht zu fassen.

← Berlins neuer Oberbürgermeister auf der Villiput-Bahn nach der Eröffnungsfeier. Den Zylinder mußte Dr. Sabm — der Berliner nennt ihn den „langen Heinrich“ — abnehmen, um die Dede nicht durchzustoßen! Semede



Neue Dächer für das Bauernhaus
Oben: Ein Dach aus imprägniertem Stroh, das praktisch unbrennbar ist, da es erst bei 1000 Grad Hitze zu glimmen anfängt. Photosthet

← Gehöft mit feuersicherer Scheune aus Wellblech Semede



**Überführung
der drei geborgenen
Opfer des Bodenseeunglücks**

von Lindau in ihren Heimathafen Friedrichshafen. Nur einem der elf Anfahren des im Föhnsturm verunglückten Bootes gelang es, sich sieben Stunden lang an dem gefesterten Boot zu halten. Er tauchte, schraubte im Wasser die Signalfarbe des Bootes los und gab dann mit ihr Notsignale
Schaapel, Lindau



Oberleutnant Haffe, einer der besten deutschen Springreiter. Er siegte kürzlich im internationalen Reitturnier in Rom in verschiedenen Wettbewerben und erlangte zusammen mit seinen Kameraden Oberleutnant Romm und Sagla den Mussolini-Pokal, den wertvollsten Preis des Turniers
Tiedemann

**Aus Nah
und Fern**



**Schwäbischer
in Süddeutschland.** In
Oberehlingen am Neckar wurde von den
flutenden Wassern eine Brücke fast völlig zerstört
Kehone



Auch im Bereich der Weser führten starke Wolkenbrüche umfangreiche Verheerungen herbei. Eine große Anzahl von Brücken wurde vernichtet
Tiedemann

In Paris wurde vor kurzem die französische Kolonial-Ausstellung →
eröffnet, mit der Frankreich großzügige Propaganda für sein gewaltiges afrikanisches Kolonialreich treibt. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß seinerzeit Bismarck nach dem Ausgang des deutsch-französischen Krieges 1870/71 die Kolonialbestrebungen Frankreichs in Afrika nicht nur nicht gebindert, sondern in jeder Beziehung gefördert hat. Während des Weltkrieges wurde dann Afrika das große Menschenreservoir für die französische Armee. Die Transportverbindungen in Französisch-Afrika und von dort mit dem Mutterlande sind seitdem ständig weiter ausgebaut worden
E. B. D.

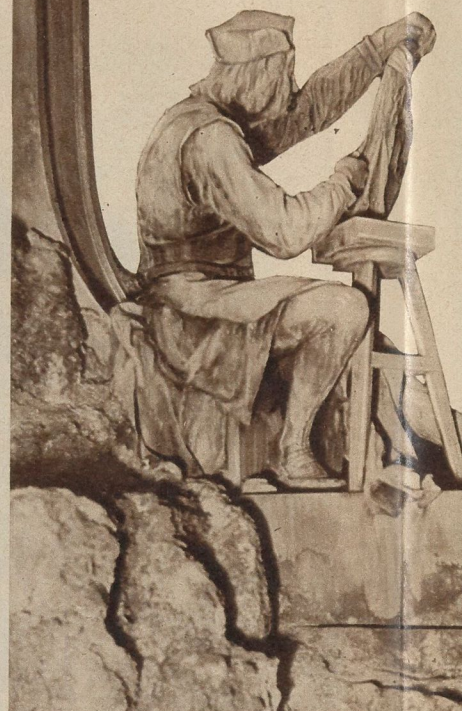




Domenico Theotocopuli, genannt Greco:

„Die Jungfrau mit den Jüngern am Pfingstmorgen“

Der ehrsam und ku



Farbe und Form; gab doch jede fränkische Gemeinde, die einen Steinbruch ihr eigen nennt, einen Block dazu, den großen Bildhauer und sich zu ehren. So sind die Pfeiler vielleicht für den nüchternen Techniker zu bemängeln, dem Wissenden sind sie erfreuendes Zeugnis der Verbundenheit eines Stammes mit den Besten seines Landes. So erhebt

Brunnenfigur aus Würzburg, Schneider sich selbst dargestellt hat

Ausschnitt vom Grabmal des Rudolf von Scherenberg im Würzburg

Till Riemen-
schneiders Werk nach vier Jahrhunderten zu neuer Blüte, und es wird viel Reisen und Wandern sein in diesem Jahre zu der Stätte seines Wirkens, der lieben Stadt Würzburg am deutschen Main, und zu den kleinen Städten und Dörfern im ganzen weiten Frankenland. Da steht z. B. zu Greglingen im



gefesselte Hände. Teilsaufnah
heiligen Sebastian im Kuitpold

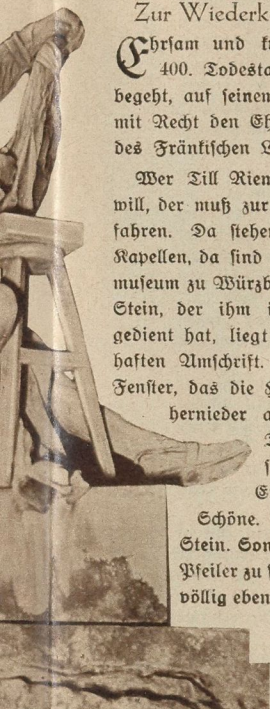
und kunstreich Tilman Riemenschneider

Zur Wiederkehr seines vierhundertsten Todestages

Ehrt und kunstreich wird der deutsche Meister, dessen 400. Todestag die gefamte Kulturwelt in diesem Jahre begeht, auf seinem Grabstein genannt. Dieser Grabstein hat mit Recht den Ehrenplatz in der neuen Riemenschneiderhalle des Fränkischen Luitpoldmuseums zu Würzburg.

Wer Till Riemenschneider und sein Werk ganz verstehen will, der muß zur schönen Sommerzeit ins Land der Franken fahren. Da stehen die Werke seiner Hand in Kirchen und Kapellen, da sind sie zu schöner Schau vereinigt im Luitpoldmuseum zu Würzburg. Zwischen zwei Pfeilern aus fränkischem Stein, der ihm im Leben oft als Material seiner Werke gedient hat, liegt Riemenschneiders Grabstein mit der herzhaften Umschrift. Hell strahlt das Licht durch ein riesiges Fenster, das die Höhe des ganzen Raumes einnimmt. Und hernieder auf den Stein, der einst deckte, was an Tilman Riemenschneider sterblich war, schauen seine ewig-jungen Werke, Adam und Eva, das erste Menschenpaar, in überirdischer

Schöne. Auch sie an zwei Pfeilern aus fränkischem Stein. Sonderbar sind diese Pfeiler zu schauen, nicht völlig ebenmäßig in



Würzburg, in der Riemenschneiderhalle hat Köhler

Grabmal des Bischofs →
renberg im Dom zu Würzburg
Christ, Würzburg



Teilaufnahme einer Holzskulptur des
n im Luitpoldmuseum in Würzburg Köhler



württembergischen Franken in einem Tälchen bei der Stadt das Herrgottskirchlein, von frommem Glauben an der Stätte gebaut, wo einst der Leib des Herrn durch ein Wunder erschien, und in dem Kirchlein strahlt der Marienaltar, Riemenschneiders reiffes Werk, die höchste Blüte deutscher spätgotischer Schnitzkunst. Nahebei in Rothenburg ob der Tauber steht im südlichen Seitenschiff der Pfarrkirche St. Jakob der Heilig-Blut-Altar in ernster Schöne. Und hin und her in Franken lächeln seine Madonnen in Kirchen und Kapellen seit vier Jahrhunderten hernieder auf die Menschenkinder.

Werner Köhler

Rechts: Leuchtertragender Engel Köhler



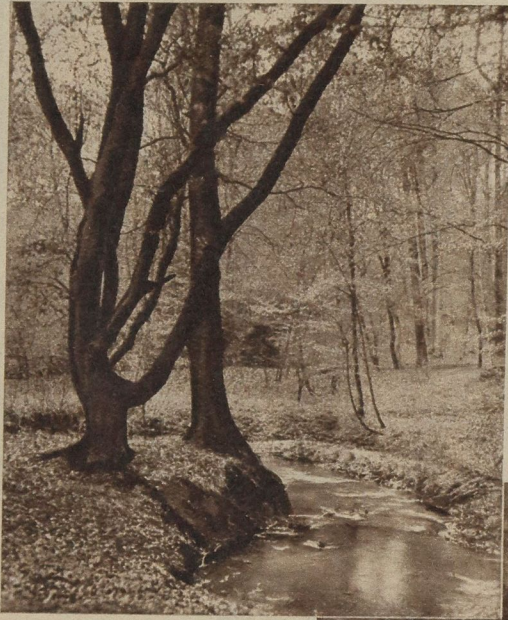
Die Jungfrau Maria, Teilaufnahme aus einem Flügelrelief des
Marienaltars in der Herrgottskirche zu Creglingen Köhler



Pfingstblumen

Zwei Mädchen waren es, die Rainer nun schon längere Zeit kannte und die mit ihm gut Freund geworden waren. Jede gefiel ihm in ihrer Art und manchmal, wenn er in stillen Abendstunden allein in seinem ungemütlichen Mietzimmer saß, dachte er wohl daran, sich ein eigenes Heim zu schaffen. Und er malte sich dann aus, wie eine Frau ihm Wärme und Behaglichkeit ins Leben tragen könnte. Ja, wenn er nur gewußt hätte, wer es sein sollte.

Er dachte auch lange über jene beiden Mädchen nach und es wurde ihm klar, daß er doch eigentlich, trotz aller Kameradschaft, nur wenig von ihnen wisse. Das machte ihn traurig und er überlegte, wie er es wohl anfangen könne zu erfahren, wie sie eigentlich seien.



Buchenwald im Pfingstmontag
Vener

Salomonsiegel. Dieser schlichten →
Blume werden im Volk viel wunderbare
Kräfte zugeschrieben Garten Schönheit

Nun war es nicht lange mehr bis zum Pfingstfest. Immer langamer ging der einsame Mann durch die Straßen seinem öden Zimmer zu und immer öfter setzte er sich in einen Park, Stunde um Stunde, damit es dunkel sei, wenn er nach Hause komme. Er sah mit einer grüblerischen Traurigkeit oft den Menschen nach, die nicht allein durch diese Frühlingsabende zu gehen brauchten; und immer häufiger ließen seine suchend tastenden Gedanken jene beiden Mädchen in ihrer ihm irgendwie sympathischen Art austauschen und bildhaft lebendig werden. Etwas wuchs über das Kameradschaftsgefühl jüngerer Jahre dabei hinaus.

In den Schaufenstern der Blumenläden erschienen die Blumen immer reicher und schöner. Große und kleine, stattlich prunkende und bescheidene, dann und wann auch ein schlicht-froher Feldblumenstrauß. Und in einem dieser Blumenläden, an denen Rainer Tag für Tag vorüberging, sah er eines Tages etwas, das ihn mitten im Schritt stillhalten und einen Gedanken in ihm aufleuchten ließ, der vielleicht entscheidend für sein ferneres Leben werden konnte. Am Tage vor Pfingsten war das. Dort im Schaufenster, in Fülle und großer, strahlender Pracht zwischen all den übrigen Blumen,

stand ein großer Strauß Pfingstrosen, fast ein wenig selbstbewußt wollte es Rainer dünken, so, als meinten sie, das Pfingstfest erhalte erst durch sie den rechten Glanz, die Festlichkeit, und jeder müßte sie wählen. Hinter ihrer augenfälligen Schönheit verschwand fast jener andere Strauß: schlichte, weiße Blüten, die an einem langen Stengel in steter, unauffälliger Reihe sich zu einem sanften Bogen bauten. Schmale, lange, tiefgrüne Blätter, deren Linie und Farbe sonderbar beruhigend wirkten, hüllten schützend um die stillen Blüten. Lange stand Rainer und sah auf die Blumen nieder. Ganz ferne Kindheits Erinnerungen aus der kleinen Heimatstadt wachten in ihm auf, er hörte fern Glockenläuten herüberwehen und sah mit einmal wieder die Wiesen am Fluß und das Halbdunkel des Erlendbruchs im Tal. Und ganz plötzlich stand auch der Name dieser Blume wieder vor ihm, die das Volk „Siegel Salomonis“ nennt und von der er sich fern erinnerte, daß sie in irgendeinem Zusammenhange mit Pfingsten stehe.

Rainer ging in den Blumenläden, er kaufte den ganzen Strauß der schlichten weißen Blüten, er kaufte auch von den Pfingstrosen einen großen Buschen.

Rainer ging durch die Straßen. Seine Blumen trug er sorglich in den Händen. Und zuweilen sah er mit Wohlgefallen auf die Pfingstrosen, öfter aber, und dann mit einer ganz tiefen Freude, auf die „Siegel Salomonis“. Zu Hause angekommen rief er die beiden Mädchen an und bat sie, sich mit ihm morgen im Park zu treffen, damit er ihnen ein recht schönes und frohes Pfingstfest wünschen könne.

So schön wie nie erschien ihm der Pfingsttag, als ihn in früher Morgenstunde die Sonne erweckte. Und eine tiefere Freude durchströmte ihn ganz und gar. Und noch ehe er sich mit den beiden Mädchen im Park traf, machte er ganz allein eine stille und feierlich-frohe Morgenwanderung. Nur seltsame und weite Gedanken waren seine Begleiter.

Schon vor der festgesetzten Zeit sah er bereits im Park auf der halbverborgenen Bank am Wasser. Die Blumen lagen neben ihm und zuweilen sah er sie sinnend an.

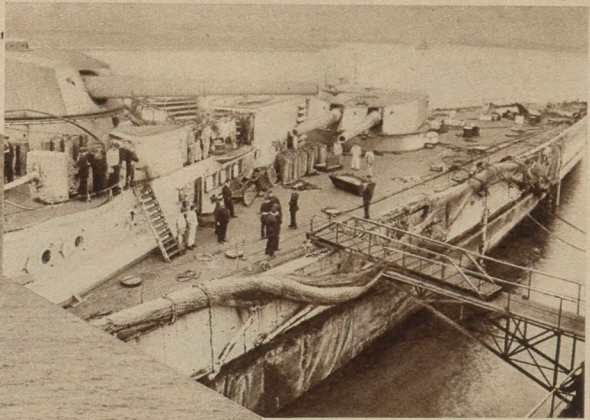
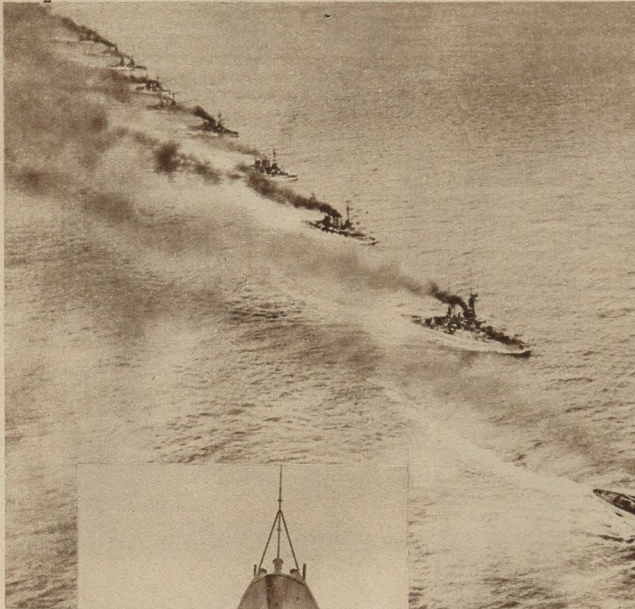
Die beiden Mädchen hatten sich getroffen und kamen zusammen. Urfula lebendig, lachend, mit hellem Zuruf



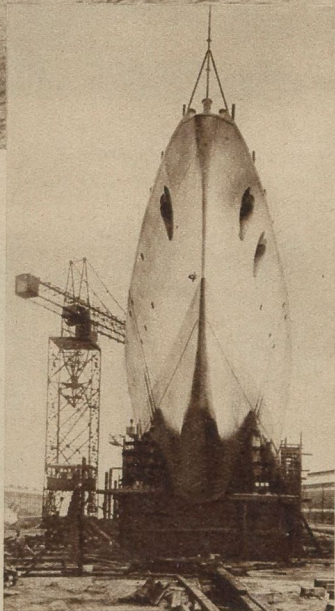
schon von weitem; Renate wie immer in gleichmäßig ruhigem Schritt.

„Ich habe euch ein paar Blumen mitgebracht als Pfingstgruß“, sagte Rainer, „aber ihr sollt selbst wählen, welche ihr haben wollt.“ Und er hielt ihnen die beiden Sträuße entgegen. Mit einem Jubelruf griff Urfula nach der leuchtenden Pracht der Pfingstrosen; Renate bemerkte es kaum: mit froh aufleuchtenden Augen strich sie leise über den Strauß der kleinen, silberweißen Blüten hin, bevor sie ihn sorglich aus Rainers Hand entgegennahm. Sekundenlang trafen sich ihre und seine Augen, und der Mann wußte plötzlich klar um seinen Weg, auch ohne daß die Blumen ihn hätten weisen müssen, wie er es sich zuerst gedacht.

Um die deutsche Flotte



Einem stolzen Gedanktag kann die deutsche Flotte am 31. Mai begeben: Vor 15 Jahren traf sie im Weltkrieg vor dem Tagerraf zum erstenmal mit den geschlossenen Formationen der sieggewohnten Engländer zusammen und brachte ihnen schwere Verluste bei. — Links: Die deutsche Flotte auf dem Marsch zur Schlacht. — Oben: Nach dem Kampf; „Derfflinger“ wieder in Wilhelmshaven. Der Panzerkreuzer hatte einige schwere Treffer erhalten. S.B.D.



Der neue Panzerkreuzer A, Ersatz „Preußen“, unserer jetzigen kleinen Flotte, aufgenommen kurz vor dem Stapellauf am 19. Mai. S.B.D.

Auf in die Sommerfrische

Mein Sohn, was bist du immerzu Auf deinem dumpfen Wort mit „u“? Nimm deinen Stab und wand're froh Dahin, wo sich das Wort mit „o“ Durch enge Felsenpaltten zwingt Und über Stein und Wurzeln springt. Stürz dich hinein! Du weißt es ja, Wie wöhlig ist's im Wort mit „a“.

Vorsicht! (zweitellig)

Das Erste manchmal schmerzhaft ist, Sei's von der Wunde, sei's vom Floh. Wenn du des Zweiten mächtig bist, Bist du ein Redner comme il faut. Der Rime halte dich ans Ganze, Sonst kommt er aus der Kontenance.

Ungleiche Wirkung

Das Wort verlegt die Haut Und ärgert dich im Kleide; Doch beides ist nicht schlimm. Man heilt's mit Salz' und Seide. Das Wort im Freundschaftsband Manch' Herz nie überwand. Bfj.

Seine Ansicht

Tante: „Wenn du dir die Hände mal gründlich wäschst, kriegst du fünf Pfennige, Fräulein!“ Fräulein (nach einem langen, präsenben Blick auf die schmutzigen Poten): „Die sind aber eigentlich 'n Groschen wert, Tante!“ Bo.

Abenteuer in Hahnenklee

Die schönste Maid in Hahnenklee Geßel dem jungen Loren. So hatte er sein Wort mit „e“ In Wort mit „a“ verloren. P. A.

Silbenrätsel

Aus den Silben: au—be—ben—ben—ho—ban—de—de—de—du—e—e—eis—er—erd—erd—ge—gl—i—il—in—la—lat—kork—lun—la—lauf—men—mi—nan—ne—nett—ni—o—phi—rei—rich—sag—se—se—se—so—tal—tan—tat—te—the—thil—trag—wo—zi— sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, ein Wort von Kleist ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. Germanischer Gott, 2. Schulfach, 3. Gepäckstück, 4. Freund Friedrichs des Großen, 5. Nussergebnis, 6. Stadt in Thüringen, 7. Begriff aus der Saglehre, 8. Winterport, 9. Laufvogel, 10. weiß. Bornname, 11. Naturkatastrophe, 12. griech. Zungenblatt, 13. Entscheidungsschlacht 1870, 14. Sereingold, 15. Nebenfluß der Saale, 16. Sittenlehre, 17. Gedichtform, 18. ausgestorbener amerikanischer Volksstamm, 19. Diktator, 20. Belegstelle. R—t.

Rösselsprung

	neu-	und	zu	her-			
		nur	nes	werst	trost		
lah	ge-	du	gen	men	dei-	zens	ge-
		se-	sein	bo-	to-	ein	flam-
	ren	und	len	er-	sten	ren	
			pfing-	geist			
		aus	feu-	vol-	der		Gei.

Auflösungen aus voriger Nummer:

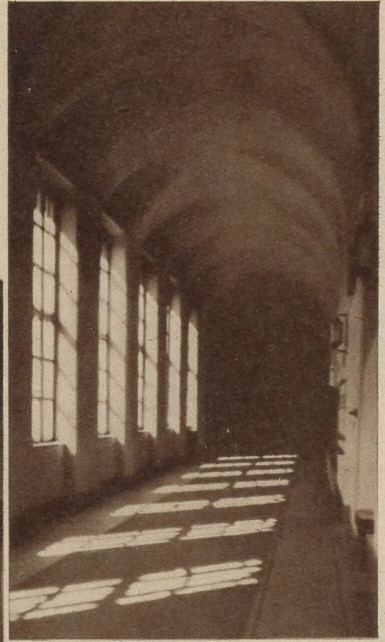
Silbenrätsel: 1. Samos, 2. Oslo, 3. Beelzebub, 4. Arizona, 5. Liverpool, 6. Dortmund, 7. Dievenow, 8. Ulme, 9. Dehli, 10. Rumbi, 11. Resultat, 12. Veloziped, 13. Gian, 14. Residenz, 15. Torgau, 16. Ruebezahl, 17. Apritole, 18. Urlaub, 19. Senje, 20. Taifun: „Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.“ Der Philosoph: Wurf, wart, wirr. Der Ungetreue: Serie, er, sie. Bilderrätsel: Man folgt, von links gerechnet, dem ersten Fünfzahl und liest die Buchstaben ab, die er berührt, dann dem zweiten usw. So erhält man: „Andre Völter, andre Sitten“. Unerblich: Draht. Steigerung: Ob, Ober, Oberst. Das bewegliche Fest: Alma, nach Almanach.

Ursula blieb nicht lange. Sie hatte einen Ausflug vor. Mit einem schnellen und frohen Dank eilte sie fort, um rechtzeitig am Treffpunkt zu sein. Rainer und Renate aber wanderten langsam und schweigend durch den frühlingshellen Park.

„Ich habe mir diese Blumen schon immer einmal gewünscht“, sagte das Mädchen leise, „viel Seltsames hat mir meine Mutter einst davon erzählt. Am Pfingsten sollen sie ganz besondere

Kräfte haben, da kann man allerlei Krankheiten mit ihnen heilen, Traurigkeit und Sorge müssen vergehen, wenn man sie sieht, und alle geheimen Türen springen auf, wenn man sie mit der Wunderblume berührt“ — „Alle geheimen Türen“, sagte Rainer leise und sinnend, „ja, das ist wahr, Renate.“ Er sah lange und nachdenklich das Mädchen an, und ihre Augen antworteten ihm groß und aufgetan und ohne Zweifel. Ilse Riem.

Spiel
des
Lichts



Photos:
Ebel, Brügel u. Ballin





Tag der Pfingsten

Von Gerhard Büttner.

Welch nächstlich Wunder: der Holder
Erbühte unterm Fenster mein;
In Nachbargärten duften Blüten:
Maiglöckchen sind es nicht allein . . .
Goldginster, Thymian, Spiräen
Umbühen Lauben, Au und Pfad,
Und hinterm Zaun auf weiten Feldern,
Da sproßt so pfingstfroh grüne Saat . . .
Ja, Pfingsten kam, das Fest der Feste,
Der Tag, da alle sich verstehen,
Die mit dem Wunsche zu verstehen,
In die Natur mit Freunden gehn . . .
Horch da: im Busche pfeift die Drossel,
Und über mir — fast scheint's ein Traum —
Da singt ein holdes deutsches Gretchen
Ein über meinen Holderbaum:

Grüß Gott dich, Tag, du Tag der Pfingsten,
Du Wunderzeit, so lichterfüllt;
Du bist der Tag, da ein Verstehen
Aus allen tiefen Bronnen quillt.
Du bist der Tag der reinen Freude,
Bist Blütenzeit, bist wonnevoll . . .
Du lehrst den Menschen erst von neuem,
Wie leben er und lieben soll.

Durch Tag' und Nächte würd' ich wandern,
So ich nicht in der Heimat wär',
Bis ich erreicht, dich, Tag der Pfingsten,
In Tälern, Auen . . . blütenschwer,
Bis Kuckuckruf und Finkenschlagen
Mir künden würden: Du bist da,
Wo deine Mutter schmerzvoll-glücklich
Zum ersten Mal ins Aug' dir sah . . .
Ich würde in den Gärten gehn,
Pfingstrosen pflücken . . . noch und noch;
Und sah' ich wo ein Mägdlein stehen,
Vielleicht hätt' ich den Mut dann doch . . .
Wenn's Pfingsten ist und ich durch Blüten
Und Düfte wandle wie im Traum,
Dann hör' ich immer noch das Gretchen
Hold singen überm Holderbaum:

Grüß Gott dich, Tag, du Tag der Pfingsten,
Du Wunderzeit, so lichterfüllt;
Du bist der Tag, da ein Verstehen
Aus allen tiefen Bronnen quillt.
Du bist der Tag der reinen Freude,
Bist Blütenzeit, bist wonnevoll . . .
Du lehrst den Menschen erst von neuem
Wie leben er und lieben soll.



Gedanken über Pfingsten / Von Hans Bohmhardt

Es ist eigentümlich, wie stark der Begriff eines großen Festes mit der Beschaffenheit und dem Aussehen der Natur zur Zeit des Festes verbunden ist. Und doch lehrt sich, wie wir alle wissen, die allweise Natur so oft so gar nicht an die Wünsche der Menschheit.

Weihnachten! Kein Fest ohne Schneeflocken und kalte Winterpracht! Wie oft ist es anders! Ostern! Kein Ostern ohne die „ersten lindenden Lüfte, die erwacht sind“! Wie oft hat nicht schon zu Ostern an Stelle der leise und mild säuselnden lindenden Lüfte eine dicke Schneedecke Wald und Flur bedeckt!

Aber Pfingsten! Das ist von jeher die Hoffnung aller derer, die in dieser bitterbösen Zeit der Not noch nicht verlernt haben, Feste zu feiern! „Pfingsten, das liebliche Fest“ ist gekommen, es kommt alle Jahre wieder und soll alle Jahre eine wenigstens einigermaßen versöhnliche Natur finden.

Woher kommt es, daß Pfingsten so recht ein Frühlingsfest geworden ist, daß der Geist der Pfingsten am liebsten empfangen wird in einer lachenden, hellen, grünenden, nein, in einer jauchzenden Natur?

Weil die Menschheit weiß, daß Weihnachten die Natur ihren Totenschlaf hält, daß Ostern mitten in der Zeit wilden Kampfes zwischen dem nicht weichen wollenden Winter und dem mit Sturm und Brausen sich vorstellenden Lenz gefeiert wird, und weil die Menschheit weiß, daß zu Pfingsten die Siegespalme längst dem jungen Frühling zufiel, daß er seine Herrschaft unumschränkt angetreten hat.

Deshalb ist die Enttäuschung über eine unfreundliche Natur zu Pfingsten doppelt groß! Pfingsten ist ja auch das letzte Fest im Kreise unserer Festeszeit, es leitet die lange festlose Zeit ein, denn das Weihnachtsfest liegt noch in grauer, nebelhafter Ferne!

Man hat so oft die Frage aufgeworfen, wie es ist, ob die Natur, ob das Wetter die Stimmung eines Menschen beeinflussen kann, oder ob die Stimmung der Menschen auch Herr über Wind und Wetter, so wie sie die Natur uns darbietet, ist. Diese Frage ist schwer zu beantworten. Ge-

wiß, wenn alles um einen Menschen herum Not und Elend, Kummer und Verzweiflung, Enttäuschung und Tod ist, dann kann das schönste Wetter, die lachende Sonne schwerlich einen Menschen erheitern und umgekehrt, wenn ein Mensch irdisches Glück genießt, wenn er Zufriedenheit atmet und sich wirklich von Herzen wohl fühlen kann, dann mag's draußen stürmen und regnen, dann mögen dicke Wolken den blauen Himmel verschleiern, er wird doch sein glückliches Innenleben genießen.

Aber, zu Pfingsten, da ist's etwas anderes. Pfingsten ist nun einmal das „liebliche“ Fest, und Pfingsten sollte eigentlich von der gütigen Natur bedorzt werden.

Und wird Pfingsten etwa nicht bevorzugt? Doch! Es gibt kein Pfingsten ohne junges Grün, es gibt kein Pfingsten ohne linde Lüfte, Pfingsten ist doch das Siegesfest des Frühlings, auch wenn die Pfingstsonne ihre Strahlen der Menschheit verbirgt, und auch wenn etwa die graue Wolkenwand nicht allein ihre Anwesenheit zeigt, sondern sie noch dazu durch Regen dokumentiert.

Der Geist der Pfingsten ist aus sich selbst heraus so mächtig, daß er die Natur gewissermaßen aus sich selbst heraus beherrscht.

Seht! Zu Weihnachten, da haben wir den Christbaum, haben die Weihnachtsgaben, haben Kinderjubiläum allerorts! Zu Ostern kommt der Osterhase, und die schöne Sitte des Ostereierluchens ist zu lieb und hergebracht, als daß man sie missen möchte!

Aber zu Pfingsten? Da gibt es kein Eierluchen, da gibt's nur die grüne Maie! Ja, zu Pfingsten gibt's nur die ungeschminkte Freude an der Natur!

Und sooft Pfingsten ins Land kommt, sei es auch noch so bedrängt und bedrückt, wie es diesmal ist und schon seit Jahren und — vielleicht noch auf Jahre hinaus bei uns im deutschen Vaterlande, es ist und bleibt das Fest der erwachten Natur! Pfingsten steht am Eingang der herrlichen Sommerzeit, die trotzdem und allem den Höhepunkt eines jeden Jahres birgt!

Pfingsten vereinigt Menschheit und Natur im Zauber bewundernder Liebe! —

Pfingsten

Pfingsten! Herrlich schmückt sich die Natur,
Will des Heiligen Geistes Fest begehen!
Dust und Freudensang in Wald und Flur
Und darüber Gottes Geistes Wehen!

So singt ein Dichter am Pfingstmorgen; so fühlt es der Mensch auch heute noch, obgleich zwei Jahrtausende dahinschwanden im Laufe der Zeiten. Nicht alle Erdenbewohner, nur die, welche erkannt haben, daß nur da wahres Leben ist, wo der Geist wohnt.

Den andern ist's ein Fest wie die übrigen; eines, an dem man „sich amüsiert“, Landpartien macht, gut isst und dergleichen.

Gerade die Natur zeigt uns, wie sich die Welt erneuert. Baum und Strauch, im Winter kahl und nackt, sehnen sich nach neuem Werden. Ostern kam und der Frühling, der den Saft in die Stämme trieb aus dunklen Tiefen. Jetzt ist alles lebendig geworden; zwar sind's noch dieselben alten Sträucher, aber doch voll von neuem Leben.

So erneuert der Pfingstgeist den Menschen.

Überall in Stadt und Land läuten die Pfingstglocken. Von den Kirchtürmen hinüber zu den Fabrikchloten, von Volk zu Volk. Überall, wo Christen wohnen, klingt das Singen vom „heiligen Geist“, der einst über die Welt kam. In Feuerkraft, in Gestalt einer Flamme. Die Menschen zu reinigen, zu läutern. Und der, welcher willig und gläubig sein Herz hingibt, der spürt noch heute, wie vor Jahrtausenden, das Wehen Gottes in sich.

Wohl ist die Zeit anders geworden, wohl glauben viele, allein auf sich stehen zu können, weder Gott noch Kirche zu brauchen. Aber, eines schönen Tages, da fühlen sie sich mit einem Male so allein, so jämmerlich verlassen! Was ihnen durch Menschen gegeben, entschwand ihnen wieder; ihre Seele behielt nichts, was Ersatz bot. Auch ihr Körper, auf den sie so bauten, läßt sie im Stich; die Jahre gruben ihre Zeichen in ihn; er verjagt, wenn sie ihn so recht gebrauchen.

Ungeheuerliches hat der Geist des Menschen zustande gebracht; staunenswerte Erfindungen; Hervollkommnungen im Verkehr, in der Technik; Fortschritte in der Wissenschaft, aber alles hilft ihm nicht über die eigene Kleinheit und Armseligkeit.

Manchen scheint es unverständlich, daß ein Großer des Tages, eine Berühmtheit, sich oft zu schlichter Gläubigkeit bekennt, und doch sollte ihm das gerade beweisen, daß der Sieg, der alles überwindet, nur im Glauben verankert ist. Nur so der Frieden, die Ruhe zu finden ist.

Pfingstgeist, Pfingstglauben! Auch heute noch wirkt die Pfingstkraft. Nicht so, daß, wie damals, die Christen hinausgehen, um die Großtaten Gottes zu verkünden, sondern daß ein jeder in seiner Familie, an seiner Arbeitsstätte durch sein Wort, sein Vorbild, seine Tat, den Geist der Pfingsten verkündet.

„Es ist der ew'ge Heil'ge Geist, — Der heut' vom Himmel niedersehwebt — Und uns aus Pein und müder Qual — In höherer Gestalt hebt.“
Hanna Junf.

Von Pfingst-, Mai- und Rästkönigen Plauderei von Paul Klaf

Trotz neuer und neuester Sachlichkeit läßt sich auch in unserer modernen und skeptischen Zeit ein gewisser romantischer Zug nicht verleugnen. Man bemüht sich, altes, vergebliches Volksgut zu neuen Leben zu erwecken, und findet dabei in den Festen des Jahres den willkommensten Anlaß.

So auch an Pfingsten, dem Frühlingsfest der alten Germanen, dem das Christentum die Weiße des Geistes und der Vollendung gegeben hat. Allerlei hübsche Bräuche erwachen wieder und geben der Jugend willkommenen Anlaß zu Spiel und Freude. Dazu gehört auch die Wahl des Pfingstkönigs oder, da Pfingsten fast stets in den Mai fällt, des Maikönigs, die teils in feierlicher, oft auch in burlesker Weise erfolgt.

Am Pfingstmorgen machen sich die Burschen der Ortschaften auf, um den Pfingstkönig zu suchen, der meist ein wohlhabender Bauernsohn ist, weil man ja das zur Festesfreude nötige Freibier von ihm zum Abend erwartet. Er hält sich im Walde versteckt und wird von der jubelnden Schar endlich unter lichterem Waldesgrün aufgespürt, von den Mädchen bekränzt und im Triumph ins Dorf geführt. Unter dem Maibaum, einer mit jungem Laub reichgeschmückten Stange, oder der alten Dorfstinde, sammelt sich dann die Jugend zu fröhlichem Spiel, das oft durch die Wahl der Pfingstkönigin noch eine besondere Anziehungskraft erhält. Bei fröhlichen Spielen, Tanz und Schmaus vergehen die lustigen Pfingsttage gar zu schnell.

Die Wahl des Pfingstkönigs ist, wie gesagt, eine fröhliche Angelegenheit und nur wenigen Teilnehmern an solchen Pfingstfesten wird es bewußt, daß es sich hier um einen Brauch handelt, dem in alten Zeiten eine sehr ernste und oft folgenschwere Bedeutung zukam. Bei unseren germanischen Ahnen wurde nämlich bei den Frühlingsfesten die Wahl des Gaufürsten vorgenommen, der der Erste im Thing, dem Parlament der Germanen, und der Anführer in Kriegeszeiten war und während des ganzen Jahres an der Spitze

des Stammes stand. Dieser Gaufürst, der selbstverständlich ein freier Mann von besonderem Mut und außergewöhnlichen Geistesgaben sein mußte, ist also der sicherlich weit edlere Vorläufer der späteren Pfingst- und Maikönige.

Da Kriege im alten Deutschland an der Tagesordnung waren, wurde gleichzeitig mit der Wahl des Gaufürsten auch für einen Kriegsschatz gesorgt. In Ermangelung baren Münzgeldes wurden Naturalien eingetrieben, mit denen nachher die Kriegswagen bespannt wurden. Aus diesem Brauch stammt die Sitte, daß die jungen Burschen, in manchen Gegenden, sind es auch Jungfrauen, von Haus zu Haus ziehen, um Gaben, Eier, Speck, Wurst und Geld zu sammeln. Im Mittelalter und auch heute wird, wo es noch geübt wird, das Eingelammelte jedoch nicht als Kriegsschatz verbraucht, sondern beim fröhlichen Umtrunk im Wirtshaus vertan.

Bis zur großen französischen Revolution gab es in der Pfalz noch einen Brauch, der ziemlich stark an die altdeutschen Sitten erinnert: Es war die Wahl des „Rästkönigs von Dürtheim“. Der Auserwählte war meist ein reicher Bürgersohn, der am zweiten Pfingsttag mit seinem Marschall und zwei Acltern (bei altdeutschen Königen hohe Würdenträger) nebst einem riesigen Troß in malerischer Kleidung hoch zu Ross einen Umritt machte, um von den zum Bruchweidgang berechtigten Dörfern und Höfen den Weidzins einzutreiben. Dieser Weidzins wurde nur in großen Rösen erlegt, die man dann im feierlichen Zuge zum Marktplatz von Dürtheim brachte. Für diesen Einzug war der König mit einer Krone aus Kornblumen und einem Zepter mit darauf gestecktem kleinen Käse geschmückt. Auf dem oberen Markt erwartete sie die Rästkönigin, eine ebenfalls gewählte Jungfrau, mit der der König, umgeben von der Bürgerwache, den Ehrentanz tanzte. Drei Tage lang währte dann die Fröhlichkeit in einem Wirtshaus, das für diese Zeit von allen Steuern und Abgaben befreit war.

Wie aus einem bösen Himmelfahrtstag ein glückliches Pfingsten wurde / Von Hans Bohmhardt

Wiel später als sonst kam diesmal der Frühling ins Land. Oftern war längst vorüber, und noch immer wehte der kalte Ostwind über Berg und Tal, noch immer zeigten die Bäume ihr kahles Kleid, und die Natur seufzte ebenso wie die Menschheit unter der Last des unfreundlichen Nachwinters.

In Martin Meinert war die Sehnsucht nach dem jungen Lenz ganz besonders groß. Als Kind der Großstadt erwartete er den Frühling, je älter er wurde, um so sehnsüchtiger, gehörte er doch der Kunst der Bauarbeiter an, für die die wärmere Jahreszeit von jeher auch die größere Verdienstmöglichkeit bedeutete, besonders in der heutigen schweren Zeit der Not.

Diesmal hatte es noch eine eigene Bewandnis mit der Sehnsucht nach dem Frühling. Martin Meinert hatte zu Ostern geheiratet, aber sein junges Weib, eine ganz allein auf der Welt dastehende Fabrikarbeiterin, war kränzlich, und der Arzt hatte, als er Luise Meinert untersuchte, ein gar bedenkliches Gesicht gemacht. „Luft, frische Luft, sonst verkommt die junge Frau“, hatte er heimlich zu Martin gesagt, „und wenn Sie in der Großstadt bleiben müssen, dann rats ich Ihnen zum mindesten den Erwerb einer kleinen Hütte möglich zu machen, damit Ihre Frau sich möglichst viel und unbehindert im Freien aufhalten kann.“

Martin, der trotz seines etwas wankelmütigen Charakters seine junge Frau sehr lieb hatte, war dem Arzt für die Offenheit, mit der er sich über den Gesundheitszustand Luises geäußert hatte, sehr dankbar. Seine Bemühungen, eine Wohnlaube zu bekommen, wurden schneller als er zu hoffen wagte, mit Erfolg gekrönt. Ein langjähriger Schulfreund, der ebenfalls Bauarbeiter war, bekam plötzlich ein Angebot nach außerhalb, das ihn den ganzen Sommer der Großstadt fernhielt. Seine betagten Eltern hatten jahrelang

eine Wohnlaube vor den Toren der Großstadt besessen. Zu Weihnachten war der Vater Gerhards, der alte Johann Steintopf, gestorben, und Mutter Steintopf war zu alt, um allein in der Laube zu bleiben. Außerdem wollte Gerhard seine fast 80jährige Mutter mit an seine neue Arbeitsstätte, einem gewaltigen staatlichen Neubau im Süden Deutschlands, mitnehmen. Und so bot er Martin Meinert an, die Wohnlaube zunächst den Sommer über gegen freie Benutzung zu verwalten und zu betreuen.

Martin war seinem Jugendfreund dankbar, und seine junge Frau freute sich wie ein Kind über den neuen Pflichtenkreis, den sie als Hausmeisterin des gar nicht einmal so kleinen Laubengrundstücks übernehmen sollte.

Am Tage vor Gerhard Steintopfs Abreise fand die feierliche Uebergabe des Laubengrundstücks statt. Es war der Sonntag vor dem Himmelfahrtstag, und endlich war der



Frühling auch in der Großstadt eingezogen. Schon einige Tage vorher hatte Gerhard seine Habseligkeiten aus der Laube in die Stadtwohnung geschafft, während Martin einen großen Teil seines, wenn auch nicht umfangreichen, so doch neuen und blühsaubereren Mobiliars in die Laube eingeliefert.

„Hüte mir mein Eigentum gut, ich habe es lieb gewonnen, und es soll dein Schaden nicht sein, lieber Martin, wenn ich mein Heim in guter Ordnung wiedervorfinde“, das waren Gerhards letzte Worte, als er Montag früh auf dem Bahnhof von Martin Abschied nahm und mit seiner Mutter der neuen Heimat entgegenfuhr.

„Himmelfahrt wollen wir in der neuen Laube erleben“, bat am Montagabend Frau Luise ihren Mann. Aber Martin wollte nichts Rechtes davon wissen, denn seit Jahren machte er den Brauch der Herrenpartien am Himmelfahrtstag mit. Auch diesmal wollte er nicht verzichten, und alles Bitten seiner jungen Frau, die sich mit einem wahren Feuereifer der Pflege des Neulandes hingab, fruchtete nichts. Es blieb dabei, Martin Meinert mußte mit seinen Freunden eine Herrenpartie machen. Und Frau Luise hatte sich so darauf gefreut, den Himmelfahrtstag gemächlich auf eigener Scholle im jungen Grün des endlich erstandenen Venzes feiern zu können.

Betrübt und schweren Herzens ließ sie Martin am Morgen des Himmelfahrtstages fortgehen. Das „Ziel Vergnügen“, das sie ihm wünschte, kam sehr zaghaft heraus, und die Bitte, nicht zu spät nach Haus zu kommen, schien Martin zu überhören. Auch, daß sie ihm sagte, sie würde nur bis zum Einbruch der Dunkelheit in der Laube auf ihn warten.

Ein herrlicher Frühlingstag am Himmelfahrtstag! Ueberall Jauchzen und Springen, Lachen und Jubilieren, nur Frau Luise saß still in ihrer Laube, hatte einen Haufen Wäsche vor sich, die sie ausbesserte, und merkte gar nicht, wie schnell die Dunkelheit hereinbrach. Martin kam nicht um 9 Uhr ging sie nach Hause und vergaß in ihrer Aufregung über Martins Ausbleiben, die Laube und den Gartenzaun zu verschließen, obwohl sie wußte, daß Martin einen zweiten Schlüssel hatte.

Erst gegen Mitternacht kehrte Martin von seiner Herrenpartie zurück. Er ging von der Gaststätte, wo man den Ausflug etwas sehr feuchtröhrlich beschlossen hatte, nicht nach Hause, sondern ins Laubengelände, weil er hoffte, Luise noch anzutreffen.

Und, in der Tat, in seiner Laube sah er schon von weitem Licht. „Also hat Luise doch gewartet“, dachte er und schämte sich, daß er trotz seines Vorsatzes, nicht so spät nach Hause zu kommen, doch als einer der letzten sich von seinen Kumpanen getrennt hatte. Durch die offene Gartentür eilte er der Laube entgegen und hoffte, daß Luise, wenn sie seine Schritte hörte, ihm entgegenkommen würde.

Doch nichts von dem. Er trat in die Laube und sah sich zwei Männern gegenüber, die dabei waren, die wenigen Habseligkeiten, die herumlagen, in ein großes Tischtuch zu packen: Einbrecher!

Noch ehe er seinen Stock zum Schlag erheben konnte, brachte ein Schuß, und Gerhard sank, in die Knie getroffen, bewußtlos zu Boden.

Die beiden Burichen rafften das Tuch zusammen und entflohen.

Martins Hilferufe, die er nach kurzer Ohnmacht ausstieß, verhallten ungehört. Das Bein schmerzte außerordentlich, und als Luise, nichts Gutes ahnend, bei Morgen grauen in die Laube zurückkehrte, sah sie ihren Mann im Blute liegend, und kaum fähig, auf ihre Fragen, wie alles gekommen sei, zu antworten.

Zum Glück kam ein Nachbar, der einen Wagen holte, mit dem man Martin vorsichtig ins Krankenhaus fuhr.

Die Verletzung war nicht allzu schwer. Acht Tage mußte Martin Meinert das Bett hüten, und Frau Luise durfte neben der Pflegerin ganz ausnahmsweise ihren Mann selbst betreuen.

Aber die übrige Zeit verlebte sie auf der Laubenkolonie. Den Verlust der gestohlenen Sachen verschmerzte sie aus Freude darüber, daß ihr Martin sich von der Verwundung so schnell erholt hatte, und was noch mehr war, aus Freude darüber, daß er ihr hoch und heilig versprochen hatte, diese Herrenpartie sei seine letzte gewesen. In Zukunft gehöre auch der Himmelfahrtstag seiner Familie, die ja — Frau Luise errödete bei dem Gedanken — im nächsten Jahre sowieso etwas größer sein würde. —

Und nun kam Pfingsten! Ein herrliches Frühlingswetter entschädigte die Menschheit für den langen unfreundlichen Nachwinter. Alles Geraune und aller Alerger über den schlimmen Winter war vergessen, die Welt feierte Pfingsten aus vollem Herzen.

Schon am Pfingstsonnabend zogen Martin und Luise Meinert aus ihrer Stadtwohnung hinaus in die Laubenkolonie und machten es sich wohlthun. Wenn auch Martin beim Gehen keinen alten Knotenstock zu Hilfe nehmen mußte, so fühlte er sich doch doppelt wohl in seiner Laube, die nach dem Vermächtnis seines in der Fremde weilenden Freundes zu hüten er sich zum Pfingstfest ganz besonders ernsthaft gelobte.

Als der erste Pfingsttag herangekommen war und Luise und Martin am weißgedeckten Kaffeetisch vor ihrer Laube saßen, da sahen sie sich beim Klange der Glocken, die zur Pfingstmesse riefen, still in die Augen. Das böse Himmelfahrtserlebnis war ihnen zum Pfingstfest geworden, und da Martin mit seinem der Schonung bedürftigen Fuß noch nicht zur Kirche gehen konnte, nahmen sie ihr Gelangbuch zur Hand und sangen, die Hände ineinander gedrückt, das altehrwürdige Pfingstlied:

„O heil'ger Geist, fehr bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung sein.
Ach komm, du Herzenssonne!

Und bei den einfachen Lauten in der einfachen Laube hatte der heilige Geist schon Einkehr gehalten. Der Pfingstfesten war über Nacht gekommen. —

Sturmflut und Gold in der Pfingstnacht

Genau zwanzig Jahre sind es jetzt her, da starb in der Nacht vor Pfingstsonntag Tim Kröger. Er war zuletzt schon recht kindisch geworden, der Alte. Er half wohl ab und zu noch einmal bei ruhiger See seinem Sohn Arne das Netz einziehen; rüftig war er noch mit seinen neunzig Jahren, da ließ sich nichts sagen. Aber der Kopf — da haperte es. So meinte wenigstens Trina die Frau seines Sohnes Arne. Was war das auch für eine Art Hundenslang auf der Düne zu stehen, mit einem alten Winkelmaß die Sonne zu messen und dann da draußen in der Nordsee nach einem bestimmten Punkt zu starren — Nach einem solchen Tage wurde der Alte dann immer lebhaft und gelprächig. Märkisch saate Trina. Denn er erzählte von einer norwegischen Galeasse, die im Jahre 73 mit Goldbarren nach Frankreich unterwegs — also im Jahre der letzten großen und eigenartigen Sturmflut — (eigenartig d a r u m, weil sie erst um Pfingsten einsetzte). — in der Nähe der Hallig abgelackt war. D.

Timm wußte das noch sehr genau. Einen Streifen der Hallig hatte die See am ersten Tage verschlungen.

Der Schafstall stand unter Wasser und man ging daran, die unteren Zimmer des Wohnhauses zu räumen. Die Brandung schäumte schon gegen den Zaun des kleinen Küchengartens — Der Sturm stand Nord zu West —, die Leute auf der Hallig mußten das Schlimmste befrchten. Immer lauter wurde das Donnern der See; schon brach sich der Gischt an den Wänden des Hauses. Das Vieh in den tiefer liegenden Ställen war verloren.

„Wir gingen in das Obergeschloß“, erzählte Tim. „Mein Vater war der letzte; als er heraufkam stand das Wasser im Besel schon über einen Meter hoch. Wir beteten. Arne weinte, und Mutter jammerte um ihre Schafe. Das Donnern der See war schauerlich. Um das Cap Finisterre herum hatte damals der Orkan nicht so um die Wanten gepfiffen — damals, als ich noch als Steuermann auf der



„Dorothea“ jagt — wie in dieser Nacht um unser Haus. — Ich muß eingeschlafen sein — da hörte ich meinen Vater sagen: „Der Wind hat begedreht, — das Wasser geht zurück.“ — Es war Tag geworden; noch kochte die See; Wolfen jagen wie wilde Reiter, — auf Augenblicke aber kam die Sonne schon durch.

Von den Viehställen war nichts mehr zu sehen; einen großen Teil Land hatte die See verschlungen — nach Westen nahezu an einen Kilometer weit. Was übrig geblieben, war verschlammmt und aufgewühlt. Nichts stand mehr als unser Wohnhaus. Ich stieg auf das Dach, um besser sehen zu können, was uns die Nordsee noch gelassen hatte. Es war genau um die Mittagszeit. Da sah ich im Westen, dort, wo gestern noch unsere Schafe geweidet hatten, in der Brandung ein Schiff mit gefasstem Mast — die Sonne blinkte gerade durch einen Wolfenkegel —, da sah ich: Die Galeasse ritt auf einer Brandungswoge — wie sie kieloben — gleich einem Stein abtafelte! Das Schiff mußte schwere Ladung an Bord gehabt haben, so schnell sank es. Keine Planke, kein Ballen wurde angetrieben. — und es geschah doch so nah an unserer Hallig, dort, wo tags zuvor noch unsere Schafe weideten! Das kam mir gleich merkwürdig vor — „Des Alten Stimme wurde zum Flüstern: „Und am dritten Tage spülte die See doch etwas an unseren Strand; erst dachte ich, es sei ein Seehund; — dann sahen wir, daß es die Leiche eines Mannes war. Es war der Galeassenführer, wie wir später erfuhren. Wir begruben ihn hinter dem Hause; wir schrieben nach Tromsø, dem Heimathafen des gesunkenen Schiffes, doch es kam nie eine Antwort. — Aus den Zeitungen erfuhren wir, daß es die „Söstre Karen“ war, die hier ihren Untergang gefunden hatte. Und — daß sie mit Goldbarren beladen war. Da wußte ich auch, weshalb die Galeasse so schnell abgesetzt war. — Gold ist schwer, mein Sohn, — ist schwer. Und für Menschenhände schwer erreichbar. Es wollte nicht zu den Menschen. — Vielleicht wär's auch zu leicht gewonnen, — wer weiß, — wer kennt diese Mächte? — Auch die Schätze der Erde haben ihren eigenen Willen. — Ich denke nur, Arne, — hör zu, was ich dir sage — ich denke, es wollte zu uns! Wär's nicht gerecht, — wär's nicht recht so gewesen? Unsere Hallig hatte die Flut zum größten Teile zerstört, das Vieh war ertrunken, — wir besaßen nichts mehr —. Und da kam das Gold: „Hol mich!“ Ja, so war es, Arne. Ich hab's nicht gefunden —; einmal war es so: Wir bekamen das Netz nicht hoch, wir arbeiten mit aller Kraft, wohl an eine Stunde — da riß es. Nur ein Holzspan fiel im Netz; es war von der „Söstre Karen“.“

Der Alte stand auf und holte eine vergilbte Seekarte; sie war in großem Maßstab gehalten, wie sie die Küstentischer benutzen.

Tim rollte die Karte über den Tisch: „Sieh, hier, das war ein Teil unserer Hallig vor der Sturmflut. Und da, — siehst du die Zahl und das Kreuz? 36 — das sind die Faden, die ich gefortet habe. Da liegt die Galeasse! Miß am Pfingstsonntag die Sonne — hast du sie im rechten Winkel zum Lotungspunkt, dann brauchst du es nur aufzuheben. — dort — liegt — das — Gold!“ —

Tim Kröger war närrisch; Trina wußte es besser. Sie stammte aus dem Dithmarschen; dort stand man mit beiden Beinen fest auf der Erde. Für Märchen war kein Platz. —

Kurz vor Pfingsten wurde der alte Kröger still und stiller; er erlosch, wie man so sagt.

Und am Pfingstsonntage, am Tage der großen Sturmflut, an dem die „Söstre Karen“ untergegangen war, tat der alte Tim seinen letzten Atemzug.

Er blickte vom Bett aus noch einmal nach West auf die See; dann schlief er ein. — — —

Seit zwanzig Jahren ruhte nun schon der alte Tim Kröger auf dem Hallighügel. Auch Arne war alt und grau geworden; jetzt war es sein Sohn Jan, der den Fiskutter führte und das kleine Anwesen auf der Hallig besorgte.

Die Jahre waren dahingegangen, ohne daß viel gesehen war. Arne hatte wohl Jan von Großvaters „Bermächtis“ erzählt; aber Jan hatte sich nicht sehr respektvoll darüber geäußert. Er war der echte Sohn seiner bodenständigen Mutter.

Da — es war kurz vor Pfingsten, die See sehr ruhig — fuhr Jan zum Fischen aus. Jan fischte westlich der Hallig; der Fang war gut.

Als er die kleinen Fische aus den Maschen des Netzes zog, fand er eine grüne Flasche. In ihrem Inneren lag ein zusammengerolltes Papier. „Nun, wir werden ja sehen“, dachte er bei sich. Eine Flaschenpost war ja nicht allzu selten. — Er wendete aber doch den Rutter und fuhr der Hallig zu.

Arne stand am Ufer, um ihm beim festmachen zu helfen. „Und dann ist hier eine Flasche, Vater; scheint 'ne Post zu sein.“ —

Der Alte ging voraus. Jan mußte noch seine Ladung löschen. Als er in den Besel trat, fiel ihm das ernste Gesicht seines Vaters auf. Der Alte schwieg lange Zeit; dann entfaltete er ein vergilbtes Papier: „Lies, Jan —.“

Es war das Papier aus der grünen Flasche. Jan entzifferte diese unbeholfene Schrift: „Dem Finder dieser Post: Der Alte ist verrückt; er ist ein Schuft.“

Wir haben angeblich Goldbarren geladen. Aber es sind nur Ziegelsteine. Der Alte will die „Söstre Karen“ an der Küste stranden lassen. Ich hab es ihm auf den Kopf zugesagt; er ist ein Tier, hat mich in Eisen gelegt. Die „Söstre Karen“ ist ein morscher Kasten; es geht um die Vericherungssumme. Grüßt meine Mutter. Klaus Johannes, Bootsmann. Am Pfingsttag 1873.“ —

Jan schwieg; Arne nickte gedankenvoll vor sich hin: „Da dieser Johannes in Eisen gelegt war, im verschlossenen Logis, kam es, daß er seine Post nicht abwerfen konnte. Das Brak der „Söstre Karen“ hat sie nun ausgeworfen.“

Arne ging schweigend zur Tür, — zu seines Vaters Grab. Dort stand er lange, die Miße in der Hand. Dann trat er an den nächsten Hügel und sagte: „Siehst du, Trina, wir hatten unrecht; er war nicht närrisch.“ —

Und am Pfingstsonntage ging er mit Jan wiederum zu den Grabhügeln. Auch auf das Grab des Kapitäns der „Söstre Karen“ legten sie einen Kranz. „Wir Menschen sollen nicht richten“, sagte Arne einfach.

Jan eilte, wieder ins Haus zu kommen. Vor dem Eingang standen Birkenbäume. Pfingsten war es! Und seine Frau hatte ihm in der Nacht einen Knaben geboren. — Großvater Arne strahlte: „Ein — Goldjunge!“

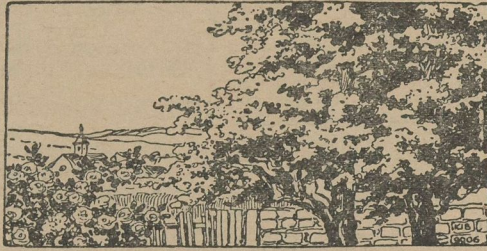
Der Maimönig / Eine Pfingstgeschichte von Gerhard Büttner

(Unberechtigter Nachdruck verboten.)

Vorsichtig schlich, kroch, schlängelte sich Hans Heinrich Bommelmann dort durch Gäßchen und Feldstraken, wo früher die alte Stadtmauer gestanden haben sollte. Der Tau neigte die erst gestern noch eilig erstandenen Pfingsttiefel; und eigentlich war so ein Maimorgen noch barbarisch kalt. Lotte, seiner Schwester, hatte er die schönste Haarschleife abgeben. Und nun zierte sie die obere Krone des Maimönchens, das er lieberoll unter dem Arm queckschie, so herzlich, daß es unter der Jacke nur eben ganz dürftig hervorlugte. Wer brauchte denn auch zu wissen, daß er Sophie-Charlotte ein Bäumchen, ein herrlich gewachsenes Maimönchchen vors Fenster pflanzen wollte. Das ging nur ihn und Sophie-Charlotte etwas an. Und wie überrascht sie sein würde, daß er es war, er, Hans Heinrich Bommelmann, der den

schönsten Kramladen von seinem Vater geerbt und schon so gut fortgeführt hatte, daß mindestens das halbe Städtchen schon zu seinem Kundenkreis gehörte, die größere Hälfte; die kleinere Hälfte . . . nun, die kroch eben noch aus alter Gewohnheit zum „Kollegen Kranz“, diesem schmierigen, widerwärtigen Spuckhasen. Jawohl! Spuckhasen, denn wenn der sprach, dann gab er einen Sprüh-Spuckregen von sich. Und so wollte er es mit seinem Bäumchen halten; er wollte so lange mit dem Vors-Fenster-Pflanzen warten, bis Sophie-Charlotte die Vorhänge aufzog, die Fenster auftat und auf dem Fensterbrett die Berggipfeln im Blumenkasten goß, wie sie es ihm erzählt hatte, daß sie es jetzt täglich tat. In diesem Augenblick wollte er aus der Kreuzstraße neben Sophie-Charlottes letztem Schaufenster des elterlichen Töpferladens hervortreten, ein fröhlich Pfingsten





oder Grüz euch Gott am Pfingstmorgen rufen und sein Bäumchen rig-raß vor ihren überraschten Augen in jenes Loch im Straßenpflaster pflanzen, daß er jetzt gleich, beim Eintreffen, rig-raß mit dem mitgebrachten Sichel graben wollte. Sollte mal einer sehen, wie schnell und heimlich er das machte. Und da das nun einmal Sitte und Landgebrauch war, so würde Sophie-Charlotte nun wissen, daß er sie liebte. Vielleicht war Sophie-Charlotte auch gar nicht einmal so sehr verwundert, wenn sie ihn das Liebes-Maibäumchen pflanzen sah; schließlich war sie ja nicht blind und mußte schon längst bei seinen Reden zu ihr, auch im Laden, schon den weichen Ton gespürt haben, mit dem er sie auszeichnete.

Schließlich war Hans Heinrich Bommelmann in dem Alter, in dem man seine Augen erheben durfte zu den Frauen der Schöpfung, und schließlich war er jetzt, nach dem Tode seines Vaters, und als alleiniger Erbe dieses für die hiesigen Verhältnisse riesigen Kramladens doch eine Partie. Als Antragsteller kam er also sicherlich noch zur Zeit. Noch waren die Liebeswürfel Fräulein Sophie Charlotte Brunns nicht gefallen. Der junge Lehrer Klaus, von dem Sophie-Charlotte manchmal direkt begeistert sprach, war ja auch erst Hilfslehrer und noch in keiner festen Position. Also: gar keine Gefahr. Gar keine. Und dann der schmierige Konkurrent und Kollege Kranz. Kam gar nicht in Frage, solch eine Schiebudenfigur mit ausgefransten Junggesellenhofen.

Die Maiensonne strahlt . . . Was der Tag schön wird. Dieser schönste Tag in Hans Heinrich Bommelmanns Leben. Ein Maibäumchen — das schönste, das überhaupt mit fünf Minuten Angst zu besorgen möglich war —, das trägt er unterm Arm, um es seiner Herzensangebeteten vors Fenster zu pflanzen. Nein, was ist das doch für ein herrlicher, seltener schöner Tag . . . Wie die Lerchen jubeln, die Spatzen zwitschern. Wie das frische Grün in den Gärten so wonnig leuchtet; Mai, Mai ist's, die lieblichste aller Zeiten im Jahr, die blühendste, goldene Zeit . . .

Die Ecke Kreuz- und Hauptstraße, an der das Brunnische Haus steht, scheint ganz besonders von der Maiensonne begünstigt. Dort stuet sie nur so um das Haus, das alte, niedrige, aber doch schon deshalb so schöne Haus weil es das Vaterhaus Sophie-Charlottes Brunns ist. Sein Häuschen, worin sein Kramladen ist, das würde Hans Heinrich Bommelmann ganz gern mal umbauen, zweistöckig, dreistöckig machen. So richtig zum Warenhaus modernisieren. Aber wenn der Töpfer Brunns mal eher stürbe, überhaupt die Cheleute Brunns, dann fiele dies wunderfame Häuschen mit dem prachtvollen Bauerngarten davor, an sie, an Sophie-Charlotte, und ihn.

Nun war Hans Heinrich Bommelmann endlich an dieser Sehnsuchtsdecke angelangt. Aber, o Schreck, das Fenster hinter dem einzigen Blumenkasten mit Bergknechtchen am Hause stand längst offen, die Gardinen, leicht getupfte, künstlerische Mullgardinen, wehten schon zum Fenster hinaus, und von Sophie-Charlotte persönlich war nichts, aber auch nichts zu sehen. Hans Heinrich Bommelmann pirschte sich dicht ans Fenster, spähte hinein. Das Bettchen, in dem Sophie-Charlotte geschlummert, das war schon gemacht. Und auf einem Tischchen am Fenster standen wunderfame, teils ganz, teils halbaufgeblähte Pfingstrosen, weiß, rot, carmin. Eine ganz prachtvolle Blumenpende. Und daneben stand ein ganz winziges, auch mit einer kleinen Schleife wie, bei dem feinsten geschmücktes Maibäumchen, ein ganz junges, wie man es bald da, bald dort am Waldsaum findet, so ein zierliches, grünes Birkenkindchen. Und Hans Heinrich Bommelmann kamen so eigene Gedanken.

Eine Weile sah er sich noch rechts und links vor dem Hause um. Als aber Frau Brunns durch die Haustür kam und Kalmus vor die Türe bis auf die Straße streute, da flog er nur so um die Ecke herum und an das offene Fenster, vergaß seinen Spatstichel, sein zu grabendes Löchlein im Pflaster der Kreuzstraße vor dem Fenster, hob sein Maibäumlein ans Tageslicht und ins Fenster Sophie-Charlottes und praktizierte es ganz geschickt, ja, ganz großartig, in die Mitte der Vase mit den schönen Pfingstrosen, so geschickt, daß es ausah, las wäre die junge Birke zwischen diesen Blüten aufgewachsen. Und dann, na, dann wußte er nichts Besseres, als sich in die Hauptstraße zu begeben und vis-à-vis der Ecke Kreuzstraße Posten zu fassen. Um sieben Uhr mußte die Stadtjugend mit dem jungen Lehrer, gemäß der Abmachung im Gemeinderat, aus dem Walde zurückkommen, wo sie mit ihm den Maibaum mitten aus dem Walde, natürlich mit Genehmigung des Förstlers, zu holen hatten, den großen Maibaum, der mitten auf dem Marktplatz Aufstellung finden sollte, wie alle Jahre. Und dann war Kirchgang, dann Mittag. Und nach dem Mittagessen sammelte man sich allmählich zum Reigentanz- und -spiel um den großen Maibaum . . . Also, da Hans Heinrich zunächst seine Angebetete nicht zu sehen bekam, so wollte er hier warten, bis der Lehrer mit der Maibaumjugend kam. So konnte er wenigstens etwas für sein langes Warten haben: den Einzug des Maibaums aus dem Walde zu sehen. Vielleicht kam inzwischen doch Sophie-Charlotte zum Vorschein. Wenn er dann so vor ihrem Fenster auf und ab ging, dann konnte er ihr ja schließlich zuflüstern: na, und ja, na und ja, und's Maibäumlein zwischen den Pfingstrosen, fein, was, das ist halt von mir. Ich hab's halt nicht vors Fenster, sondern gleich ins Fenster gepflanzt . . .

Lange, lange mußte er noch warten. Viele Leute kamen vorbei und grüßten höflich und fragten wirklich interessiert: „Ach, Herr Bommelmann, auch schon auf dem Spazierweg, und so früh schon, und so fein angezogen. Und haben's noch nichts Maigrünes . . .?“

Da hört Hans Heinrich Bommelmann Musik. Gesang. Die Jugend kommt, und in ihrer Mitte der junge Lehrer. Klaus Brandt ist umringt von allen. Aber was ist denn das? Neben ihm, mit ihm, mit all den Stadtbuben — und Mädels, wer läuft denn da mit? Das ist doch Sophie-Charlotte Brunns, seine Sophie-Charlotte . . . Die Hauptstraße wird Hans Heinrich Bommelmann zu enge, der Boden unter den Füßen zu wacklig. Daß dich der Teufel hole, Klaus Brandt, Kieckindiemelt, Dreikäsehoch . . . Weg von meiner Herzallerliebsten, die gehört mir, mir, mir . . .

Jetzt haben ihn die ersten Kinder erreicht. Jedes wirft ihm ein Zweiglein Birkengrün zu, jedes. Und nach den Vorzügler kommt die große Schar mit Klaus Brandt und Sophie-Charlotte Brunns. Und plötzlich sagt Sophie-Charlotte: „Kinder, ihr sucht doch nach einem Maien-König. Da steht Herr Bommelmann, ihr kennt doch alle Herrn Bommelmann . . . Wählt doch ihn für heute zum König; der ist auch nicht arm, der schenkt auch jedem Kinde eine Zuckerdüte . . .“

Und kaum gesagt, geschieht das Unermutete: die Kinder zerren Bommelmann in ihre Mitte, schmücken ihn mit



Birkenzweigen und krönen ihn mit einer Birkenkrone und führen ihn so durch die Hauptstraße bis auf den Marktplatz. Und die Leute schaun, und die Leute gucken. Und Sophie-Charlotte sagt ein und das andere Mal: „Ei, ei, habt ihr Kinder aber einen schönen Maien-König . . .“ Und Bommelmann, Hans Heinrich Bommelmann ist ganz selig . . . so selig . . .

Plötzlich ist es ihm, als täten ihm sämtliche Zähne und Haare weh. Sophie-Charlotte hat sich in den Arm des jungen Lehrers gehangen und sagt ganz laut: „Du, Klaus, jetzt ist aber Zeit, jetzt müssen wir's aber Herrn Bommelmann auch sagen: wir haben uns heute verlobt, Herr Bommelmann. Und es war so schön mit den Kindern im Walde; und sie sollten sich auch mal an einem schönen Pfingstmorgen in einem pfingstgrünen Walde verloben . . .“

Da passiert etwas ganz, wenigstens für die Kinder ganz Merkwürdiges: der so schön geschmückte, so herrlich gekrönte Maien-König wirft plötzlich seine Krone auf die Mitte der Hauptstraße, prustet und schüttelt sich und reißt aus. Und mit Hallo und Motria die ganze Stadtjugend hinterher, und sie ruft. Bommelmann . . . Maien-König . . . Bommelmann, Maien-König . . . halt an, halt an Wir wollen unsern Maien-König wiederhaben . . . Und laufen und rufen.

„Maien-König halt an . . .!“

Hans Heinrich Bommelmann wurde von niemand mehr eingeholt, auch an diesem Tage von niemand mehr gesehen.



Aber am Pfingstmontag erschien er mit Marie Immermann auf dem Tanzplatz, die tags zuvor die Stadtjugend als „Maien-Königin“ gekrönt hatte. Und er trug eine Maienkrone und Maienlaub an der ganzen Kleidung. Und er tat sehr lieb und gut zu Marie Immermann und sagte; er habe sich besonnen darauf, daß ein Maien-König zur Maien-Königin gehöre.

So fand Hans Heinrich Bommelmann auch noch sein Pfingstglück.

Nachdenkliches eines Frontkämpfers

Zurückblicken will ich; erst weit zurück nach der Zeit, wo ich noch ein dummer Junge war. An Krieg dachte noch niemand; ich war mit 15 Jahren Primaner, hatte alle möglichen Flausen im Kopf. Ich tat gerade so meine Pflicht. Mehr nicht. Ich war musikalisch — ein Talent, wie mein Klavierlehrer versicherte — aber ich habe zwischen den Unterrichtsstunden selten eine Taste angerührt.

Mein Lehrer war ein bekannter Pianist, — dann traf ihn eine Handlähmung; seit dieser Zeit konnte er nur noch unterrichten. —

Es war am Pfingstsonnabend 1908; um 3 Uhr mußte ich zum Unterricht. Ich war sehr pünktlich (ich war in ein kleines Mädchel verliebt, das kurz nach 4 Uhr auf mich warten wollte). Mein alter Lehrer saß am Fenster, wie immer. Vor ihm stand eine Kanne mit Kaffee; der Flügel stand in der Mitte des Zimmers, der Tür zugewandt, über der die Uhr hing.

Mein Lehrer „dirigierte“ vor seinem Fensterplatz aus. Ich spielte gerade das Allegro assai aus der sechsten Sonate von Mozart.

Ich werde dieses Allegro nie vergessen.

Die Uhr rückte immer weiter auf 4; ich kam an die Stelle, wo es von Dur in Moll übergang. Ich hatte bis dahin gut gespielt; jetzt, wo ich zehragener hätte spielen sollen, begann ich zu rasen. Ich sagte schon: die Uhr ging auf 4; mein Mädchel wartete. Der alte Lehrer rief entsetzt: „Mein Gott, was spielen Sie da?! — Tempo!“ —

Und dann klang es noch einmal — ganz leise: „Tem — po!“ —

Die Uhr schlug vier, das Allegro war aus. Ich wunderte mich, daß mein Lehrer nichts sagte.

Ich drehte mich auf dem Klavierstuhl um. Dem Alten war der Kopf über den Tisch gesunken. — Er war tot. — Das war Pfingstsonnabend 1908.

Und sieben Jahre später lagen wir an der Front, am „Hedenhof“ bei La Bassée. Eine Trägerkolonne mit Balken für den Unterstand kam langsam durch den Verbindungsgang angetrudelt. Es war ein drückend heißer Pfingstsonnabend; den Leuten rann das Wasser nur so von Stirn und Nacken. An der Kreuzung zum Stellungsgraben stand ein — überflüssiger — junger „Wize“; er war erst kurz vorher aus der Garnison gekommen und hatte den Unterschied zwischen Kasernenhof und Kampfstellung noch nicht so recht begriffen. Ihn ärgerte der langsame Gang der Trägerkolonne. Er rief sie an: „Tempo — Tempo, Leute. —

T — e — m — o — — sss — t — rommm! — der Dreck spritzte hoch auf, der Wize setzte sich auf die unfreiwillig verschluckte Silbe seines Kommandos. Ein Schrapnell war auf der Grabenböschung geplatzt und hatte nur dem Herrn „Kommandeur“ einen leichten Denktzettel verpaßt.

Die Träger mußten erst einmal ihre Balken absetzen — die Leute bogen sich vor Lachen (ich glaube, sogar die Balken taten daselbe).

Der etwas aus der Fassung geratene Wize erhob sich schwerfällig; er beklopfte seine Knochen: alles war noch da. Nur den Dreck mußte er sich abschütteln.

Es war ein symbolisches Werk; denn er hat sich mitsamt der Erde auch den Kasernenhofston abgeklopft. — „Tempo“ hat er nicht mehr gerufen.

Und ein Jahr später lagen wir in Billy-Verclaux fünf acht Tage in „Ruhe“.

Ich war schon frühzeitig aus den Federn; eine herrliche Pfingstsonne strahlte im Osten, auf den Gräsern glänzte der Tau wie Millionen Diamanten.

Meine „Schlummermutter“ war auch schon auf; sie fütterte gerade im Hof ihr einziges Huhn. Sie war die Häßlichkeit in Person, die richtige Heze aus dem Märchenbuch. Aber heute sah ich das nicht, — selbst die große Warze auf der Nase prangte „pfingstlich“.

„Bon jour, monsieur le capitain, bon jour! — Oh la — le soleil — le soleil!“

Dann schnatterte sie auf ihre armselige Henne ein; sie nannte sie „mon bijou“.

Im Zimmer nach dem Hof zu lag eine Gruppe mit ihrem Oberjäger. Einer sang — ich hörte hin: „Falscher Hase mit Kartoffelsalat — salaaaat — salaaaat — salaaaat!“

Ich mußte mächtig lachen; dieses Gerücht gab es nämlich heute, der Mann wollte sich in pfingstlicher Vorfreude Lust machen. —

Um 10 Uhr rückte die Bataillonskapelle an; sie spielte uns Märsche, Wiener Walzer vor. Die Leute aalten sich, — die Sonne schien wie ein wahres Pfingstgeschenk.

Dann klapperten Kochgeschirre — Junge, Junge, ob die Sache fein war! — — — Und dann kam der Endeffekt: Alarm! —

Wir wurden in Lastautos verladen: Regiment X aus der Patzche ziehen.

Na, es sind keine schlechten Flüche zum Himmel gestiegen. Aber — den halben Pfingstsonntag, den haben sie uns nicht nehmen können. Und den Gedanken hatten wir alle und waren zufrieden. —



Von der Bedeutung des Pfingstfestes

Nur fünfzig Tage trennen Ostern vom Pfingstfeste, und doch, welch eine ungeheure Entwicklung vollzieht sich in dieser kurzen Spanne Zeit in der Natur. Steht Ostern unter dem Zeichen des beginnenden Frühlings, so offenbart sich uns zu Pfingsten die Natur in der vollendeten Schönheit ihres Blütenkleides. Wir werden sehen, daß sich aus dieser Tatsache fast ausnahmslos der Ursprung aller Bräuche herleitet, die sich mit dem Pfingstfest verbinden. Das christliche Pfingsten verdankt bekanntlich seine Entstehung jenem Ereignis in Jerusalem, als die Jünger Jesu, vom Heiligen Geiste erfüllt, ihre erste Missionstätigkeit aufnahmen. Der Name stammt aus dem Griechischen, er wird abgeleitet vom dem Worte „Pentekoste“, d. h. der fünfzigste, bezeugt also nur, daß der Pfingsttag der fünfzigste seit der Auferstehung Jesu ist. Auch die Israeliten feierten unter diesem Namen schon ein Fest, das für sie doppelte Bedeutung hatte. Einmal erinnerten sie sich an die Befreiung aus dem Lande Ägypten, die einst fünfzig Tage nach dem Auszug aus Ägypten erfolgt sein sollte, des weiteren feierten sie an diesem Tage ihr erstes Erntedankfest und brachten ihre Erstlingsopfer in Gestalt einer Gerstengarbe und zweier Weizenbrote dar.

In den drei ersten nachchristlichen Jahrhunderten wurde Pfingsten unter den Christen nicht gefeiert. Erst im Jahre 305 wurde auf der Kirchenversammlung von Elvira die Einführung des Pfingstfestes beschlossen. Unter den germanischen Völkern vermochte dieses Fest nun sehr bald, zur Volkstümlichkeit zu gelangen; trat es doch an die Stelle des seit altersher begangenen Maifestes, ähnlich wie man Weihnachten statt des früheren Sonnenwendfestes und Ostern statt des ursprünglichen, zu Ehren der Göttin Ostara veranstalteten Frühlingsfestes feierte. Allerdings die Formen und Bräuche, die bei der Feier des Pfingstfestes zur Anwendung gelangten, waren ausnahmslos und unverändert

die alten heidnischen des Maifestes geblieben, der christliche Gedanke und Ursprung des Festes kam durch keinerlei Symbole zum Ausdruck. Darin liegt wohl auch der Grund, weshalb manche Pfingstgebräuche durch Jahrhunderte hindurch von christlichen Bischöfen und Landesherren eifrig bekämpft wurden. Daß die meisten dieser Bräuche sich trotzdem bis auf den heutigen Tag erhalten haben, mag als Beweis gelten für das hartnäckige Festhalten unseres Volkes, insbesondere der ländlichen Bevölkerung, an seinem Volkstum und an der überlieferten Volkssitte.

Das Wahrzeichen des Pfingstfestes ist die Maie, ein Zweig oder Stamm der weißschaligen Birke. Schon die alten Israeliten verwandten Birkengrün zur Ausschmückung bei ihrem eingangs erwähnten Fest, wie wir der in einem Psalmwort enthaltenen Aufforderung entnehmen können: „Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars.“ In Deutschland läßt sich die Sitte, Häuser und Wohnungen zu Pfingsten mit Maiengrün auszustücken, bis ins 13. Jahrhundert hinein verfolgen. Sicher aber wird sie noch älter sein, wenn sich dies auch nicht durch Urkunden bestätigen läßt. Ueber den Ursprung dieser Sitte ist man sich indessen nicht einig. Manche glauben, daß die Birke ein heiliger Baum des Gottes Donar sei, daß also in der Verehrung dieses Gottes das eigentliche Motiv des Brauches zu suchen sei. Andere sind der Annahme, daß man eben nur deshalb das Grün der Birke verwandt habe, weil sie der einzige Baum sei, der sich in dieser Jahreszeit in seinem vollen Blätterschmuck zeigt. Wie dem auch sei, die Sitte des Maienschmuckes ist die weitverbreitetste Pfingstsitte und hat sich bis in unsere Tage überall in Stadt und Land erhalten. Die Verwendung der Birke beim Ausschmücken der Wohnungen, bei festlichen Veranstaltungen usw. ist jedenfalls der Ausdruck von Liebe und Verehrung.

„Pfingstmann“ und „Pfingstfrau“

Uebers Jahr, zur Zeit der Pfingsten,
Pflanz' ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.

Mit diesem Verslein erinnert Hoffmann von Fallersleben an die alte Sitte des „Maiensteckens“, mit dem die Burtschen ihrer Liebsten einen Beweis ihrer Zuneigung und Werbung geben wollten. In der Nacht zum ersten Pfingsttag stecken sie junge Birkenreisler vor das Fenster ihres Mädchens, damit es gleich nach dem Erwachen erkennen kann, daß bis zum Herbst Hochzeit werden soll.

Aber weh dem Mädchen, das ein gar zu leichtes Blut ist, nur mit den Burtschen spielt, ohne Ernst zu machen. Ihm nageln die hoffnungslos Verliebten einen borstigen Tanzenzweig über dem Kammerfenster an, so daß jeder Vorübergehende von dem losen Sinn der Maid unterrichtet wird. Auch Häcksel streut man der koketten Dirn vor die Schwelle und will damit die gleiche öffentliche Genugtuung. Ist ein Mädchen aber untreu geworden, dann darf es sicher sein, in der Nacht zum ersten Pfingsttag eine gräßliche Vogelscheuche aufs Dach gesetzt zu bekommen, sicherlich ein abschreckendes Sinnbild.

Die Sitten auf dem Lande sind eben ziemlich derb, nimmt man doch auch sonst hier kein Blatt vor den Mund und tadelt, was zu tadeln ist. Bei den natürlich empfindenden Bauern gilt Ehescheu als etwas Unmoralisches, und wer der Heirat aus dem Wege geht, der kann im bayerischen Franken zur Pfingstzeit seine böse Ueberraschung erleben. In der Nacht wird ihm aufs Dach eine überlebensgroße Puppe aus Stroh in Frauenkleidern gesetzt, das sogenannte „Pfingstweib“. Am Halse der Puppe baumelt meist ein Brief, in dem in mehr oder weniger derb-deutlicher Form dem Hagestolz die Leviten gelesen und schließlich der dringende Rat gegeben wird, schleunigst eine Frau für sich und den Bauernhof zu heiraten.

Den Mädchen, die sich trotz guter Freier immer noch zieren, einen Mann zu nehmen, legt man den „Pfingstmann“, eine aus Stroh gebastelte männliche Puppe, aufs Dach des Hauses. Auch hier sagt ein Brief der spröden Jungfrau, daß es für Haus und Hof, wie für ihr junges Blut geraten sei, jetzt endlich einen Freier zu erhören, damit ihr nicht als alter Jungfer ein Strohmann übrigbleibe.



Nebrauer Anzeiger

Die letzte Woche.

Der Stapellauf des Panzerschiffes „Deutschland“ war in der vergangenen Woche ein innenpolitisches Ereignis ganz besonderer Prägung, da abgesehen von zahlreichen parteipolitischen Kämpfen, die der Bau des Schiffes verursachte, auch das Ausland mit recht gemischten Gefühlen Anteil nahm. Lieber Wert über immer dieses neuen Zeichens deutscher Seegeltung ist von uns aus nicht zu streiten — das wird die Zukunft einwandfrei ergeben —, moralisch bedeutet es für Deutschland ein ungeheures Plus, auch wenn es nicht das „Wunder Schiff“ darstellen sollte, als welches es im Auslande aus recht durchsichtigen Gründen bezeichnet wird. Der kleine Zwischenfall, daß die „Deutschland“ vorzeitig ins Wasser glitt, gilt hoffentlich als gutes Omen: das Schiff konnte wahrscheinlich nicht schnell genug zu seinem Element gelangen, das seine hoffentlich lange und glückliche Bestimmung ist und sein wird. Eine englische Zeitung meint humoristisch, die „Erfolg Preußen“ habe flüchtigend zum Zeichen des Protestes die Helling verlassen, als sie die Worte des Kanzlers von der Verüstlung und vom Völkerbund gehört habe. Vom deutschen Standpunkt aus könne dies kein böses Vorzeichen sein.

Der Völkerbundsrat hat sich endgültig für die Einholung eines Gutachten des Völkerrechtshochscholers über die Frage der Vereinbarkeit von Genf, Protokoll und Solomun entschieden. Damit ergibt sich für die von Paris und dem befreundeten Hauptstädten internationaler Ausdrücke über den deutsch-österreichischen Schritt eine neue Situation, und zugleich stellt sich die Frage nach der Bedeutung dieser Ratenscheidung. Die Ratenscheidung, die Haager Cour angreift, ist natürlich, wie nicht gesagt zu werden braucht, noch keine Entscheidung des Rates über die Frage der Vereinbarkeit von Solomun und Genf-Protokoll. Der endgültige Kampf ist also vorläufig nur hinausgeschoben und wird erst im September ausgefochten. Vorläufig hat sich nur der starke Wille der beiden Staaten erwiesen, an dem einmal gefaßten Plan festzuhalten (wie namentlich auch aus der Erklärung Schober's vor der deutschen und österreichischen Presse hervorgeht) und keine politische Diskussion zuzulassen. In diesem festen Willen werden schließlich auch alle künstlichen Gegenaktionen und alle forcierten Widerstände zerfallen müssen.

Am Mittwoch hat sich der Völkerbundsrat der Abrüstungsfrage zugewandt. Sie ist das zweite der diesmal in Genf zur Diskussion stehenden Probleme, das für Deutschland von entscheidender Bedeutung ist. Reichsaussenminister Dr. Curtius hat den deutschen Antrag auf Öffnung der Abrüstungsfrage und die Forderung auf Ausfüllung eines einheitlichen Fragebogens in aller Eindeutigkeit begründet und auf die Notwendigkeit hingewiesen, der Abrüstungskonferenz ein umfassendes und genaues Material zur Verfügung zu stellen, weil sie anders nicht zu einem ladgemässen Urteil kommen könne. Dr. Curtius hat weiter die Notwendigkeit betont, in den Begriff des Rüstungsstandes auch die Meeres- und die lagernden Bestände einzubeziehen, er hat in zusammenfassenden Sätzen noch einmal die deutschen Leitgedanken wiedergegeben, die mit aus den Beratungen des Vorbereitenden Ausschusses kennen. Der Verlauf der Aussprache hat leider eine Stimmung gezeigt, die dem deutschen Antrag nicht günstig ist. Ihn lehnt der englische Antrag gegenüber, der die ausgebildeten Meeres- und das lagernde Material außer Betracht lassen will und für den sich Hen-

erton mit der Bemerkung einsetzte, die deutsche Forderung würde die Abrüstungsarbeiten erschweren. Auch der italienische Delegierte Grandi hat über eine theoretische Anerkennung der deutschen Forderungen nicht hinaus und lehnte ihre praktische Unterliegung ab zu Gunsten des englischen Antrags, und daß Frankreich und Polen, Jugoslawien und Japan in derselben Richtung arbeiten, war vorauszu sehen. Ueberraschenderweise ist aber auch die erhoffte Unterstützung durch andere Staaten, beispielsweise durch Norwegen, ausgeblieben. Die Entscheidung über den deutschen Antrag ist veragt, aber man darf kaum damit rechnen, daß es gelingen wird, ausreichende Unterstützung für ihn zu gewinnen.

Der spanische Außenminister Berroa, der von dem Vorliegenden der Völkerbundsversammlung, dem Reichsaussenminister Dr. Curtius, bewillkommnet wurde und der dem Völkerbund den Gruß und die guten Wünsche der neuen spanischen Republik überbrachte, hat vorgeschlagen, die internationale Abrüstungskonferenz im nächsten Jahre in Barcelona stattfinden zu lassen. In geheimer Ratssitzung ist über diese Einladung noch einmal gesprochen worden, doch hatte man sich bereits so weit geeinigt, daß es bei der Wahl von Genf für die Abrüstungskonferenz geblieben ist. Man hält es für zweckmäßig, sich auf den am Sitz des Völkerbundes eingerichteten und in langjähriger Praxis eingespielten Apparat zu stützen, und auch sonst sprechen viele Gründe dafür, diese besonders schwierigen Verhandlungen nicht durch die Wahl eines so wenig zentral gelegenen Ortes zu erschweren. Die Frage des Vorliegens für die internationale Abrüstungskonferenz ist also endgültig entschieden, da Senderlin mitgeteilt hat, daß Mac Donaid telegraphisch die Einwilligung der englischen Regierung zur Präsidentenwahl Senderlins mitgeteilt habe. Curtius sprach als Präsident der Ratssitzung seine Glückwünsche aus und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß damit der erste entscheidende Schritt in der Richtung zur Abrüstung getan sei.

Eine Rede, die der Papst beim Empfang von Teilnehmern des Interkontinentalkongresses der Katholischen Aktion hielt, beleuchtet erneut die Spannung zwischen Kattolan und Faschismus. Ueberall werden die katholischen Studenten mit gefährlichen Drohungen von den Faschisten verfolgt. Diejenigen Studenten, die dem großen katholischen Verband angehören, sind ohne weiteres aus der offiziellen, staatlich genehmigten Studentenvereinigungen ausgeschlossen worden. Die faschistische Studentenschaft beruft sich auf behördlichen Befehl. Der Papst veranlaßt, daß für jeden einzelnen Fall gemeldet werde. Er sei in der Lage, andere Schritte zu ergreifen als die Studentenschaft, und er werde es unbedingt tun. Ferner müsse jeder Fall sofort in die Presse der ganzen Welt gebracht werden. Für jeden zerstörten Sitz der katholischen Studentenschaft werde er selber materielle Ersatz schaffen. Daß es zwischen dem offiziellen Italien Mussolini's und dem Papst wieder zu ernstlichen Auseinandersetzungen kommen wird, kann nach diesen Äußerungen wohl kaum noch durch ein Beruhigungsmandat vertuscht werden.

Erdbeben in Portugal.

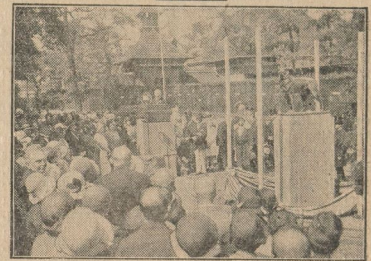
Auch ein riesiges Seebeben?

London, 21. Mai.

In Lissabon wurde frühmorgens ein starker Erdstoß verspürt, an den sich kurz darauf ein zweiter Stoß anschloß. Beide Stöße dauerten etwa zehn Sekunden. Angsterfüllt

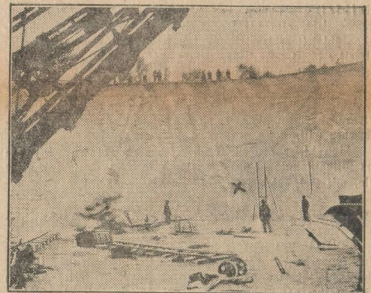
stürzten die Menschen zu Hunderten auf die Straße. In den Mauern einiger Häuser entkamen große Risse. Viele Fenster Scheiben zerprangen. Jedoch ist der Materialschaden nur gering. Die Erdstöße wurden auch im übrigen Portugal verspürt. Schon am Tage vorher wurden in der Provinz Beira und besonders in Casa Branca durch Erdstöße Gebäude leicht beschädigt.

In Madeira dauerte die Erdbebewegung 25 Sekunden. Auch dort wurde kein größerer Schaden angerichtet. Die Erdstöße in Portugal und auf Madeira sind anscheinend die Ausläufer eines riesigen Seebebens. Möglicherweise ist als Folge des Bebens mit Springtiden an der portugiesischen und maroccanischen Küste zu rechnen.



Einweihung des Blindenshund-Denkmal.

General K u h l w e i n , der Vorsitzende des Deutschen Tiereschutzvereins, hält die Festansprache anlässlich der Weihefeier im Berliner Zoo.



Das Einsturzgerüst bei Ertner.

Unser Bild zeigt die Riesgrube am Seddiner See, in der durch nachgebende Sandmassen mehrere Arbeiter verchlüftet wurden. Drei von ihnen konnten nur als Leichen geborgen werden.

Stürme des Herzens.

Roman von Hans v. S e k e t h a u e n .

Copyright by Greinet & Comp., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

37. Fortsetzung.

Er ging ins „Deutsche Haus“ und setzte sich an den großen Tisch im Saal. Er hatte es wohl gemerkt, Jolante war nicht gekommen. In der Klatsche, wo sie um diese Zeit immer zu ihm hintrat, ge-

xrite colorchecker CLASSIC

... Menschen in überhab einmal seinen Allgütigkeit sein er sich nicht in den Zaubere...
 ...er Befehl hängung zu Etas...
 ...achte, war der...
 ...ne haben ver...
 ...Zammenschieber...
 ...würde es Gerch...
 ...kaben der male...
 ...legte sich lä...
 ...ber Schwester...
 ...Zufall sie durch...
 ...seiner Wägen...
 ...er sei aus dem...
 ...sicherheit...
 ...blus sie dadurch...
 ...nomaomachinen...
 ...stempel still, die...
 ...abe den Berg...
 ...kopj woll andere...
 ...hören müssen.

Die Folge davon sei, daß er vorläufig nicht kommen könne und selber framm mitarbeiten müsse.

Als das Wetter besser wurde, ging Henning und suchte ihn bei seiner Tätigkeit auf. Er fand den guten Kerl inmitten einer Arbeit schlaffen wie ein Weibchen. Der Schmied ließ ihm von der Seite, in Genf und Gode stand er da und gebrauchte die gewaltigen Kräfte. Sie hatten die beschädigten Anker aus dem Maschinenhause gebracht. Trachte lagen umher, Lötlaparate und Blei. Das ganze sah aus wie ein Trümmerfeld.

Eberhard winkte ihm mit der schmutzigen Hand, ein Schein von Freude huschte über sein zorniges Gesicht. „Da bleib man sich nur Wachen und Wachen, und eine einzige Dummheit eines Menschen zerstört die ganze G'schicht!“ rief er erregt. „Mit der Malzkegel auch grade den Hebel falsch rumbreih, da muß ja der ganze Strom in die Malzschin' zurückdrängt! Da muß ja so ein arm's Luder von Anker zerbrechen — ich nehme's ihm gar net übel. Bei der Malzschin' ist's grad so, ich geht da der Lebensstrom mal falsch herum, so gibts auch Verzickung, und das ist schlimmer, als das daß Eier kann man wenigstens mit Geld ein neues Dynamobers, so einen Anker, kaufen — aber 's Menschenherz läßt sich nicht so einfach reparieren!“

Auf dem feineren Boden lagen die herabgerissenen Dreibriemen. Zu dem Klamme, wo sonst heintägliche Ordnung herrschte, ging es heute und für die nächste Zeit harrt es. Was hat es, daß der Weibchen gleich aus dem Denk entlassen war, der Erhaben war gefahren und ließ sich nur durch große Kosten erlösen.

Unwillig ist dabei, hatten die Leute gemeint. Ein Nachhaft gegen Eberhard Herzog, den Ingenieur, der einmal einen Monteur auf derbe Art an den Ohren gefaßt habe — und das hatte er ihm nie vergessen. Zu beweisen war es nicht und machte ihn Verzerrung nur schlimmer. „Um die Anker kann ich mich zum lange nicht kümmern“, jagte Eberhard zwischen hinein. „Mir war's schon recht, sie könnt' schon in die Klamme hinunter — und die ganze andere Gesellschaft aus der Villa Eldorado ist unser liebes Land erst wieder verlassen.“

Henning ging, ohne Eberhard eingehender gesprochen zu haben. Das tat ihm leid um Jolantes willen. Jenseits war es am Himmel klar geworden. So

ging Henning Benemann jetzt mit Genuß durch die Leuchte, wieder warm gewordene Luft dahin, zuerst wie planlos, dann aber mit stauendem Entzünden an der weiß erregten Höhe entlang.

Was ging die Sonne eben hinter die Berge, über ihr stand ein dunkles Gewölbe, das wie gepenferhojste Ungeheub mit die Fäden des Bagmanns wallte.

Gang in dieses wunderbare Naturschauspiel verjunktur, aus dem sich allmählich das Licht steigend über die Regen- und Sturmwolken der letzten Tage herausarbeitete, war Henning Benemann bis an den Fuß des Berges gekommen, auf dem die Villa Eldorado lag. Vor Anlauf rief ihn wieder in die Gegenwart zurück. Und jetzt gingen dicht vor ihm zwei Menschen über den Weg zur anderen Seite des Tales, die er sofort erkannte. Stegmund und Herta — er glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Siegmund's Weibchen grüßte und tief ihm zu:

„So allein, Benemann, da hab' ich es besser! Wir gehen in die „Krone“ zu den Kaiserlmapers, da sollten Sie mitkommen. Die singen heute wieder das süße Lied:“

„Anor, kleiner Gott der Liebe, Lehre du mich glücklich sein. Weibe du in das Geheimnis Deiner Lieb' mich ein...“

„Das darf auf mich — und darum woll ich es noch einmal hören, eh' wir zehren.“

„So, Sie reifen?“ entgegenke Henning und blieb stehen. Auch die zwei anderen hatten drüben an dem Wege Halt gemacht.

„Ja, übermorgen hoffen wir unserer Kranken zu transportieren. Sind wir nicht gute Kinder?“

Er lachte übermütig und sah Henning an.

„Mit Wiedersehen, Benemann, empfehlen Sie mich der schönsten Frau, ich wollte sie nicht noch einmal hören.“

Er schritt dahin und Herta folgte eilig. Was waren sie hinter einem Hause, wo der Weg bergan ging, verschwinden.

(Fortsetzung folgt.)